Fl^{2} 3230^{s}

Med. gen 226.

Medicina. Opera Medicorum conjunctim edita 182.

Posch fec. 1789. — I. E. Mansfeld sc.

Demselben gewidmet von seinem alten Freund

I. E. Mansfeld

† 1792.

Joh. Georg Hoffingers

Der Arzneykunde Doktors, kais. königl. ersten Berg-arztes zu Schemnitz in Hungarn, Mitgliedes der medizinischen Fakultät in Wien, und der kaiserl Akademie der Naturforscher in Deutschland.

Vermischte medicinische Schriften.

Erster Band.

Wien, bey Rudolph Gräffer und Comp.
1791.

πολλὰ εἰσὶ, ἃ ἐπιτάτειν οὐ τολμάω.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An meine

in drey Welttheilen

zerstreute

Freunde und Bekannte.

Viele von Euch — die in meinen vorigen Lebensjahren mit mir Umgang hatten; die ich als merkwürdige Reisende kennen lernte; die mich nach einer langen Trennung noch lieben und schätzen; die mit mir Briefe wechseln — wollten es oft wissen, wie ich lebe? Ob das Loos meines Lebens glücklich, oder nicht sey? welchen Einfluß mein zehnjähriges Wandeln, in verschiedenen montanistischen Himmelsstrichen auf mein inneres und äusseres Ich gehabt habe?

Manchem gab ich auf diese Fragen eine Antwort; Vielen blieb ich sie schuldig; Allen aber zugleich antworte ich itzt.

Uiber das Loos des Lebens giebt man nicht gern so geradehin einen Bescheid. Es loben läßt prahlerisch; es schänden, kleinlaut. Ist es gut, so

nehme

nehme man es mit der Furcht, daß es schlimmer werden kann, auf; ist es bös, so kämpfe man in der Stille es zu trotzen, besser zu machen, das lehrt die Schule der Weisheit.

Mein äusseres Ich, das ist: wie ich aussehe? zeigt Euch das Contrefät, welches mir mein vieljähriger Freund Mansfeld gewidmet hat, dafür ich ihm hier öffentlich danke.

Wie ich lebe, und mein inneres Ich; könnt Ihr ziemlich gut, aus diesem Buche erfahren, das ich Euch — und drey grossen Aerzten — mit innigster Achtung widme.

Nehmt es auf dieses Buch, mit gutem Herzen, so wie ich es gebe, samt allem Guten, das es enthält, mit allen Fehlern, die ich nicht verkenne, und ärgert Euch nicht, wenn der Styl nicht

so

so polirt ist, als er in der galanten Welt seyn soll! Gebirgsluft und Felsenmenschen, verstimmen die feineren Töne.

Das, was Ihr lesen werdet in diesem Bande, hat kein Prologium nöthig. Die Absicht, warum ich das Abgehandelte druckeu ließ, läßt sich kaum verkennen; die Verhältniße, unter welchen ich schrieb, werdet Ihr leicht entziffern, wenn Ihr das Ganze gelesen habt und so: gelte das bisher Gesagte statt einer — Vorrede

des Verfassers.

Schemnitz

Am Neujahrstage

1791.

I.

Medicinische Topographie

der

königl. freyen Bergstadt

Schemnitz

in

Niederhungarn.

Dem

Hoch und Wohlgebohrnen

Herrn Anton Freyherrn

von

Störk,

Herrn von Jedelsee,
kais. königl. Hofrathe und ersten Leibarzte, beständigen Präses der medicinischen Fakultät in Wien, Protomedikus in allen österreichischen Erblanden, und vieler gelehrten Gesellschaften Mitgliede

Mit

Dankbarkeit und Hochachtung

gewidmet.

— locus nullus frustra est, habitatur
ubique
Sub terris, supra terras, inque aere et
igne.

Palingenius.

Von Hippokrates bis auf Boerhave, und von diesem Hersteller der gereinigten Heilkunde, bis auf die gegenwärtigen Zeiten, empfahlen alle wahren Lehrer der Arztneykunst ihren Schülern, den Aerzten, die sorgfältigste Beobachtung der Luft, der Witterung, des Wassers, der Sitten, der Lebensart, mit einem Worte der medizinischen Konstitution der Gegend, und des Bodens, auf welchen sie ihre Kunst auszuüben haben: und von Lancisius bis auf den heutigen Tag, haben uns manche Aerzte vortrefliche medizinische Topographien voll Geist und Präcision, mit philosophischer Uibersicht geliefert.

Ohne eine solche Beobachtung ist es nicht möglich von epidemischen Krankheiten richtig zu urtheilen, sich auf die nächstens zu befürchtende Krankheiten gefaßt zu machen, den einheimischen Karakter einer Krankheit von einem fremden zu unterscheiden, die jährliche oder stehende Krankheiten genau zu bestimmen, fremd scheinende zu unterscheiden, folglich bey dem täglichen Krankenstande eines Ortes die heilende Anzeige schnell zu machen unmöglich: wenn es doch wahr oder wahrscheinlich ist, daß bey jeder Kuranzeige auf die Gegend des Krankenaufenthalts Rücksicht genommen werden müsse, und daß ebendieselbe Krankheit nicht gerade so in Lappland, wie unter der Mittags-Linie geheilet werden könne.

Unendlich groß müßte der Nutzen also seyn, wenn alle Aerzte (die dazu Muße und Geschicklichkeit haben) den ihnen anvertrauten Ort, oder die Gegend ihres Aufenthalts in Rücksicht medizinischer Bedürfnisse physikalisch beschrieben, und die Hungarn würden zuerst eine vollständige medicinisch-physische Geographie ihres Vaterlandes besitzen, wenn die zahlreichen von der Landesstelle bezahlten Gespanschafts und Stadtärzte in ihren Berichten, die sie seit sechs Jahren über die medicinische Ereignisse in ihren Bezirken jährlich an die hohe Behörden einreichen müssen, auf solche Topographien Rücksicht nähmen, oder wenn solche

von

von sehr gelehrten und einsichtsvollen Männern schon gemachte Beschreibungen, von einem zu dieser Arbeit tauglichen Gelehrten gesammelt, geordnet, und herausgegeben würden.

Uiberzeugt von dem Nutzen des Vorausgeschickten, machte ich es mir während meinem zehnjährigen Dienste in diesem gesegnetem Lande zur Pflicht, auf alles dasjenige aufmerksam zu seyn, was für meinen Endzweck dienlich seyn konnte. Dasjenige, was ich von den siebenbürgischen, und banatischen Bergorten — die ich anfänglich abwechselnd unter meiner Aufsicht hatte — sagen könnte, überlasse ich meinen würdigen Nachfolgern, und ich begnüge mich hier nur dasjenige bekannt zu machen, was ich in meinem dermaligen Standorte durch sieben Jahre sah und erfuhr.

* * *

Merkwürdig ist die königl. freye niederhungarische Bergstadt **Schemnitz** dem Geschichtschreiber wegen ihrem Ursprunge, und ihren Schicksaalen; merkwürdig dem Staatsmanne wegen der ungeheuren Menge des Goldes, und des Silbers, die seit mehr als ein tausend fünf und fünfzig Jahren aus ihren Bergen dem Staate zufloß; merkwürdig dem Naturforscher überhaupt, wegen dem Reichthume der da einheimischen Natursprodukten,

vorzüglich des Mineralreiches; und merkwürdig dem Arzte insbesondere, wegen dem Einflusse der Bergarbeiten auf die Gesundheit des Volkes, und ihren daher rührenden vielen Krankheiten.

Diese eben so reiche als berühmte Bergstadt liegt in der Groshonther-Gespannschaft, unter dem acht und vierzigsten Grad der Breite, und dem sieben und dreyßigsten der Länge; die Abweichung der Magnetnadel von der wahren Mittagslinie beträgt vierzehn Grad gegen Westen, und sie ist zweytausend sechshundert Schritte lang.

Ihre Breite anzugeben läßt sich nicht füglich thun; der Hauptplatz oder Ring ist zwar nur zwey und fünfzig Schritte breit, die Länge scheint die Breite zu übertreffen; aber die gegen die Hauptgassen der Stadt gerichteten Gehänge derjenigen Bergen, welche die Stadt umschliessen, sind bis an ihren Rücken mit Häusern besäet, welche hin und wieder einzeln stehen, aber ausser der Hauptgasse, zum Theil auch als Nebengassen gereihet sind.

Ausser diesen Nebengassen sind noch einige Oerter, welche ebenfalls Gassen von Schemnitz genannt werden, obwohl sie weit, und zwar viertel, halbe, auch wohl anderthalb Meilen weit entfernt liegen. Vermuthlich werden sie bloß derowegen

wegen als Gassen der Stadt betrachtet, weil ihre Bewohner dem Stadt und Berggerichte unterstehen.

Diese weit entlegene Gassen sind: Südwestwerts **Windschacht**, mit dem daran stossenden Dorfe, **Sigltsberg**; südwerts **Steplitzhof**; westwerts **Hodritsch**, und nordwestwerts **Schüttrisberg.**

Die eigentliche Stadt zählt **achthundert, sechs und sechzig** Häuser, welche von **zweytausend, fünfhundert zwey** Familien bewohnt werden. Die entfernten Seitengassen enthalten zusammen **achthundert**, sechs und zwanzig Häuser. Die ganze Population bestand im Jahre 1786. aus zwey und zwanzigtausend, zweyhundert ein und vierzig Personen, darunter sich das männliche Geschlecht gegen das weibliche verhält, wie 123 zu 134. und seit dem mag sich die Volksmenge durch den beständigen Zulauf fremder Knappen eher vermehrt, als vermindert haben.

Die Häuser in der Hauptgasse und den vorzüglichsten Nebengassen sind meistens zwey auch drey Stockwerke hoch, und mit guten Mauern aufgeführet, die um so nöthiger sind, da der größte Theil dieser Gegend untergraben ist.

Die Häuser in den Nebengassen bestehen bloß aus dem Erdgeschoße, wenige ausgenommen, wie z. B. das Haus der Bergakademie, der katholische Pfarrhof, das von Gerambische Kastell u. m. a. Die Bauart ist sehr einförmig, und prunklos. Die auf den Bergen und in den Seitengassen gebauten Häuser sind vom Holze; diese werden meistens von dem Hauervolke bewohnt, und oft sind sie der Aufenthaltsort von zehn oder auch mehreren Familien, obwohl sie äusserst klein, und einförmig gebaut sind.

Ein solches Häuschen besteht gewöhnlich aus einer gemeinschaftlichen Küche, dem niedern Zimmer des Hauswirthes, und ein Paar engen halbfinstern Kämmerchen, die den Eingang grade von der Gasse haben. Unter dem Dache sind kleine mit Brettern gemachte Abtheilungen, die ebenfalls bewohnt werden.

Diese Wohnart hat zwar im Sommer nicht viel Nachtheiliges, aber im Winter ist sie schrecklich. Bey der Nacht frieren den Leuten ihre Kleidungen, oder ihre Decklappen an die Haut an, oft sind sie ganz mit Schnee überdeckt, unter Tags versammeln sich alle Innleute in der Stube des Hauswirthes, die unerträglich geheitzt wird. Alle Gebäude sind mit Holzschindeln gedeckt. In der Haupt- und einigen Nebengassen steht ein Haus

an dem andern, in den Neben- und Seitengassen sind sie aber oft viele Schritte weit von einander entfernt.

Schemnitz liegt hoch, und zwar höher als die Gasse Hodritsch um 91 Klafter, höher als Steplitzhof 41 Klafter, tiefer als Windschacht 30 Klafter, überhaupt aber liegt die Hälfte unserer Hauptgasse, welche sich bey dem Kammerhof befindet, 362 Klafter 4 Schuh höher als das Meer, und die Teufe unsers Dreyfaltigkeit Schachtes — welche samt dem, was im Wasser steht 200 Klafter beträgt, der nach **Ferber** unter allen unsern Schächten der Meeresfläche am nächsten liegt, und dessen Kranz mit dem Kammerhof beynahe gleichen Horizont hat — ist folglich noch um 162 Klafter 4 Schuh, über das Meer erhaben.

Nicht nur die Gegend, sondern auch die Stadt selbst ist durchaus gebirgig und hüglig, so zwar, daß man wenige Schritte machen kann, ohne bergan oder abzuklettern; manches Haus der Hauptgasse hat in dem untersten Geschoße den Eingang, und in dem dritten den Ausgang in eine Nebengasse. Von dem Anthaller Thor bis zu dem letzten Hause an den rothen Brunnberg — welches die Strecke der Hauptgasse ist — steigt die Höhe auf 57 Klafter, und in der Breite

liegt

liegt das in einer Nebengasse befindliche Frauenthor höher um 54 Klafter, als das Anthallerthor, aber noch weit höher liegen manche andeer Häuser der Stadt, ihrer Breite nach.

Der Grundstein der Gebürge, auf welchen unsere Stadt ruhet, ist ein hartes, thonigtes, graues Gestein, das bald mit Schörl, bald mit Quarz, bald mit Kalchspatkörner gemischt ist, und der hornische Graustein genannt wird. Beynahe ganz eben dieses Gestein giebt auch das Pflaster für die Haupt- und die vorzüglichste Nebengassen her.

Daher ist der Erdboden sehr trocken, und nirgends sumpfig, vermuthlich auch größtentheils darum: weil das Wasser bey der abhangenden Lage der Gassen sowohl, als auch deßwegen sich an keinem Orte sammeln kann, indem es sehr sorgfältig zu den nöthigen Teichen, und Wassergräben für die Maschinen und Pockwerke aufgefangen wird; auch sind wir zwey Meilen weit von dem Granflusse entfernt.

Die Gegend um Schemnitz ist abwechselnd offen, und verschlossen; überall angenehm, und nirgends düster oder öd, wie sonst die Gegenden, wo Bergwerke gebauet werden, zu seyn pflegen. In der Stadt selbst hat das Auge, obwohl eine

weite

weite Aussicht verschlossen ist, eine sehr angenehme Weide an dem schönen Grüne der Bergen, und an den kleinen Gärten, mit denen fast jedes Haus (diejenigen der Hauptstrasse ausgenommen) versehen ist.

Die Berge dieser Gegend tragen ansehnliche Waldungen, welche aus den besten Gattungen der Laub- und Nadelhölzer bestehen. Sie sind mehr zum Bedürfniß des Holzes, als zum Vergnügen da; und sie taugen mehr zum Genusse einer stillen Betrachtung, als für den Aufenthalt des Gewildes, oder zur stürmenden Jagd.

Unsere Luft ist heftig, scharf, durchdringend, wirksam, und würde mit jeder andern ähnlichen in Rücksicht der Gesundheit um den Vorzug wetteifern, wenn sie nicht durch mancherley Ursachen verunreiniget würde. Dieses geschieht vorzüglich:

1. In der Stadt selbst, und nahe an derselben befinden sich mehrere Oefnungen der Schächten und Mundlöcher der Stollen, durch welche die aus den Berggruben ziehende Luft in die Gassen der Stadt dringet, und sich dort verbreitet. 2. Die Bevölkerung der Stadt ist in Rücksicht des Raumes derselben zu auffallend groß, folglich die Ausdünstung des hiesigen Menschen-Gewühls

und ihrer Geschäften für die eingeschlossene Lage ihres Wirkungskreises zu sehr angehäuft. 3. Die geheimen Gemächer in den Häusern der Hauptgasse leeren sich zwar in das Hauptfluder aus, welches bis eine kleine Strecke vor dem Anthaler Thor gemauert, und gewölbt ist, von welchem dann der Unrath, nachdem er sich mit einer Menge Wasser unterwegs vermischt hat, in den Althaler Bach abfließt. Aber bey den meisten Häusern der Neben- und Seitengassen (welche die größte Zahl ausmachen) muß aller Menschenkot in der Luft vertrocknen, wodurch in den Gassen (vorzüglich Sommerszeit) ein unausstehlicher Gestank entsteht. Da es sich aber wahrhaftig nicht thun läßt, alle Retiraden in das Haupt- oder mehrere Fluder zu leiten, so würde sich doch größtentheils dem aus dem Gegentheil entstehenden Uibel dadurch abhelfen lassen, wenn hinter jedem Hause (das keine Gemeinschaft hat mit dem Fluder, oder haben kann) eine Senkgrube gemacht würde, in welches zugleich wochentlich wenigstens zweymal Häckerling, oder ein anderer trockener Mist geworfen werden müßte; aus diesen Gruben könnte dann der Unrath zu gewissen Zeiten durch leicht mögliche Anstalten abgeschaft werden. Diese Vorsicht würde dem schädlichen Gestanke vorbeugen, und zugleich einen Ort verschaffen, den trockenen Mist von den Gassen zu entfernen, denn: 4. Ist es wirklich eckelhaft, in al-

len

len unsern Gassen den trockenen Mist angehäuft zu finden. Seitdem auch hier eine ordentliche Polizey eingeführt wurde, sind wenigstens die vorzüglichere Gassen von den Misthaufen befreyet, in den Nebengassen wird aber dennoch die Reinlichkeit sehr wenig besorgt. 5. Schadet der Luft mit den empyreumatischen Ausdünstungen das Inschlicht-Schmelzhaus, welches an der Morgenseite der Stadt gelegen ist. In diesem Hause werden jährlich viele tausend Zentner Inschlicht geschmolzen, um dessen Nothwendigkeit bey dem Bergbau zu sichern. Es ist zwar wahr, daß ein solches Haus hier eigentlich nothwendig ist, aber es scheint mir unbillig, daß gerade dieses Viertheil der Stadt (das manchmal bis zum Ersticken mit alkalischen, empyreumatischen, öhligen Dämpfen angefüllt ist) das Inschlicht-Bedürfniß für den Berg mit ihrer Gesundheit zollen soll; und auch weiter kann sich diese Schädlichkeit noch verbreiten, weil in der Nähe des Schmelzhauses das katholische Gymnasium der niedern Schulen, und die Hauptpfarrkirche sich befinden. Wäre es daher nicht billig, wenn der Vorrath des Inschlichts zwar hier aufbewahret, dasselbe aber geschmolzen in einer entfernteren Lage der Stadt würde. 6. Ist es auch hier, wie in manchen andern Städten üblich, daß die Schlachthäuser und Verkaufbänke der Fleischer, so wie alle schmutzige Arbeiter mitten unter den Wohnungen der Menschen sich

befinden. Zum Glücke sind sie in mehrere Gegenden zertheilt, und nicht in einem Orte zusammen angehäuft. 7. Endlich sind die Leichenäcker zu nahe an der Stadt, und auch die schon verschlossen gewesene Grusten der Kirchen sind wiederum geöfnet. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Gräber in eine entferntere Gegend verlegt würden, wo ihre Exhalationen weniger einen grossen Theil der Stadt bestreichen könnten.

Allen Hindernißen ungeachtet geniessen wir dennoch eine Luft, mit der wir zufrieden seyn können. Wir werden selten von den Nebeln heimgesucht, und wir haben wenig von dem Ungestüm der Winde zu befürchten. Es ist nicht möglich die Art der hiesigen Winde zu bestimmen, weil sie sich zu sehr an unsern Bergen brechen und theilen müssen. Gewöhnlich ziehen sie ziemlich sanft über unsere Berge weg, und die starken haben in der Stadt beynahe nur zwey halb offene Wege, nämlich gegen den Aufgang und Niedergang, wo sie ihren Ein- und Ausgang nehmen müssen.

Die Dauer der Jahrszeiten ist selten standhaft, und ihre Abwechslung meistens unregelmäßsig. Am gewöhnlichsten fängt der Winter im Oktober an; selten verläßt der Schnee vor der Hälfte des Märzes unsere Erde, und erst im Juny

geniessen wir die kurzen Freuden des Frühlings. Der Sommer ist ebenfals kurz, aber heftig, und der Herbst unfreundlich.

Die Nächte sind mit den Tägen jeder Jahrszeit übereinstimmig, und Fuker hat schon das Vorurtheil gerügt, daß die Nächte in Hungarn kälter sind, als in andern Ländern.

Die Meteoren sind für uns nicht sehr fürchterlich.

Die Erdbeben sind selten, und scheinen dadurch ihre Stärke zu verliehren, daß der Erdboden unserer Gegend halb untergraben ist. Die Donnerwetter suchen uns nicht öfters oder fürchterlicher heim, als es im ganzen Lande geschieht. Die Blitze finden wenigstens auf denen verschiedenen bey den Berggruben errichteten, und von den menschlichen Wohnungen hinlänglich entfernten Pulverthürmen seit ein Paar Jahren errichteten Wetterstangen ihre Ableitung, und der Regen kömmt uns nie zu oft, weil wir jeden Wassertropfen für unsern Bergbau brauchen.

Seit sieben Jahren war der höchste Stand des Reaum. Thermometers $25\frac{1}{2}$, der niedrigste 22, die mittlere Wärme 18, und die gewöhnlich-

ste Kälte 8 Grade, die mittlere Barometer Höhe aber 25 Zoll 10 Linien.

Der bis nun beschriebene gemässigte Erdstrich dieser Gegend ist seiner Natur nach nichts weniger als stiefmütterlich zu betrachten; denn ohngeachtet wären dessen Bewohner auch eine Woche hindurch nicht im Stande, sich ohne Zufuhr der Lebensmitteln zu ernähren. Schemnitz hat keinen Feldbau, wenigstens ist derjenige einiger Oekonomen kaum für die eigene Haushaltung hinlänglich, und die benachbarten Bergstädte Königsberg, Bukanz, und Dilu sind erst Anfänger in der Kunst des Ackerbaues, weil sie erst seit einigen Jahren der aufgehörte Bergsegen zu der in unsern Gegenden fremdem Feldcultur genöthiget hat.

Auch keine Viehzucht haben wir, denn wahrscheinlich ist der meistens verunglückte Versuch einiger Spekulanten mit etlichen hundert Schaafen, eben so wenig eine Viehzucht zu nennen, als das Bedürfniß eines Hauswirthes, wenn er ein Paar Kühe, und ein Duzend Geflügel nährt, oder eines Treibwirthes, der für das Bedürfniß der Bergwirthschaft einen Stall voll Pferden hält.

In jeder Rücksicht sind wir also der fremden Zufuhr von Lebensmitteln benöthiget, und wirklich

lich versehen uns fünf Gespannschaften damit, welchen um so mehr unser Geld zufließt, je weniger wir genügsam sind. So wenig wir auch die mörderische Delikatesse französischer Köche in unsern Küchen finden dürften, so würde man doch über unsere Schwelgerey erstaunen. Wir kennen wenige Speisen den französischen Namen nach, desto ausgiebiger sind aber die Prinse-Nocken — ein Mehlkleister mit Schafkäse — und Opikanzen — ein Mehlgemängsel mit Honig und Mohn — des hiesigen Volkes. Kein Wochenmarkt (welche dreymal in jeder Woche gehalten werden) geht vorbey, daß nicht die in Haufen versammelten Verkaufsleute leer nach Hause giengen; und immer ist auch hier noch der Mißbrauch, jede Kindsbette, jeden Führgang einer Wöchnerinn, jeden Hauskauf, die meisten Sterbefälle u. d. gl. unter einem eignen Namen mit einer Fresserey zu feyern, bey welcher nicht selten (auch bey der dürftigeren Einwohnersklasse) zwölf, fünfzehn, zwanzig, und mehr Gerichte aufgetischt werden.

Der vornehmere, der bemittelte, der mehr wohlhabende Einwohner begnügt sich (ausser den obigen Fällen) mit einer mäßigen Hausmannskost; der gemeine Mann, welcher meistens aus der Klasse der Bergarbeiter ist, verschwelgt hingegen (welches meistens an Lohntägen, die alle zweyte Woche sind, geschieht) seinen sauren Arbeitslohn.

 Nichts

Nichts ist ihm damals auf dem Markte zu kostbar. Dafür darbt er wiederum viele Tage, und begnügt sich mit saurem Kraute, oder solchen Rüben, welche beyde Artikel der Vernünftigere im Herbste, auf ein ganzes Jahr sich anschaft. Mit unter kömmt wohl meistens Schweinfleisch, oder dessen Speck; denn heilig ist dem hiesigen Volke das Schwein: eher würde es dem Leben oder der Seligkeit entsagen, als jenem; daher wächst das öffentliche Vergnügen mit der Menge dieser Thiere, welche man kaufen kann, und der slowakische Bergmann ist nie stolzer, als wenn er ein Schwein durch die Stadt führt. Der arme oder lüderliche Knappe begnügt sich auch von einem Lohntage bis zu dem andern mit Holzäpfel, und mit der Brodfrucht, welche er im Verhältniß seines zu hoffenden Lohnes, aus dem hauerschaftlichen Getraidboden erhält.

Ein solcher Getraidboden wurde in Rücksicht der Dürftigkeit des hiesigen Bergvolkes errichtet. Die dahin nöthige Frucht wird auf Unkosten der Bruderlade beygeschaft, die dann derselben wieder erstattet werden, wenn das Getraide durch die Bergleute verzehret ist. Der Knappe erhält von diesem Hause so viele Frucht, als er für sich und seine Familie während vierzehn Tagen wahrscheinlich verzehren kann, nach welcher Zeit ihm soviel von dem ihm gebührenden Lohn zurückgehal-

ten

ten wird, als ihm Getraide geborgt wurde; Ist dieses in Verhaltniß des Preises, und des Lohnes zu theuer, so wird wohl auch nur ein verhältnißmässiger Theil des letztern zurückgehalten.

Diese Einrichtung ist sehr löblich, nur wäre zu wünschen, daß auf eben diese Art auch von der Stadtkasse ein Schüttboden gebauet und gehalten würde, um auch die dürftige Bürgersklasse bey Nothfällen zu versorgen.

So unmäßig das hiesige Volk im Essen ist, eben so, und noch ungenügsamer beweiset es sich bey dem Getränke, welches gewöhnlich in Brandwein, Bier und Wein bestehet. Der Brandwein wird zwar häufig getrunken, jedoch dürfte davon hier kaum ein grösserer Gebrauch gemacht werden, als an andern Orten von gleicher Volksmenge. Häufiger wurde vor wenigen Jahren noch das Gerstenbier getrunken, welches in drey Bräuhäusern hier unweit dem Eisenbade, und in Schernowitz gebrauet wird, davon dem letzteren allein über zwanzigtausend Gulden jährlich Nutzen zufiel, der aber seit einigen Jahren viel vermindert wurde, dafür hingegen in dieser Stadt der Weinschank zunahm. Hier allein sind zwey und vierzig Waldbürger Häuser, die das Recht Wein zu schenken haben; am Windschacht wirft eine eigentliche k. k. Wein-Wirthschaft einen auffallend grossen Gewinn;

in der Hodritsch machte der Weinpacht schon manchen Theilnehmer reich, und auf dem Stepitzhofer Grunde bestehen mit grossem Vortheil viele Weinschenks-Gerechtigkeiten. Im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich nach dem mäßigsten Anschnitte über siebenzig tausend Eimer hier, und in den hieher gehörigen Gassen getrunken werden.

Diese Erfoderniß muß zugeführet werden, weil drey Meilen von hier weg kein Weinbau ist, aber kaum weiter als von sechs Meilen wird dieser beliebte Rebensaft hieher geliefert. Alle weiter entfernte Weine, sogar die von Ofen, sind hier selten. Die hier gewöhnlichsten Weine sind öhlig, geistig, leicht, säuerlich, harntreibend, kalchig, und müssen durchaus ungekünstelt seyn, folglich sind alle Einschläge überflüßig, und die gewöhnliche Weinverfälschungen nicht zu befürchten. Uebrigens sehen die meisten Weintrinker hier mehr auf die Quantität, als Qualität des Weines, bey einem bestimmten geringen Preise. Sie sind daher bald mit dem Werthe desselben zufrieden, wenn sie nur viel bekommen um wenig Geld, und je jünger, und ungegohrner, desto willkommner ist er ihnen, obwohl er oft eben so unappetitlich ist, als das Gesäufe jener Völker aussehen mag, die sich an einem Lieblingsgetränke berauschen, das sie aus Pferdeharn bereiten.

Ueberhaupt ist das Bergvolk in dem üblen Rufe der Vollsäuferey; aber kaum wird je eines diesen Vorwurf so verdienen, als das hiesige, und daher dürfte man kaum irgendwo so viele Dümmlinge, taub und stumm Gebohrne, mit Fraisen, und der ganzen Reihe epileptischer Krankheiten behaftete Menschen finden, als hier. Bey dem grossen Hange zu dem geistigen Getränke ist die Liebe für das reine Wasser sehr gering; wirklich beschuldiget der irrige Wahn dieses köstliche Geschenk der Natur, daß es oft genossen Wassersucht, und alle ihr ähnliche Krankheiten verursache, und fast dürfte man es als Rache über diese ungerechte Beschuldigung ansehen, daß wir hier mit keinem Ueberflusse des Wassers prahlen können.

Indessen haben wir doch dreyerley Arten von Wässern zu unserem Bedürfniß, nämlich: Quell- Brunnen- und Zisternwasser, und auf die Hauptplätze wird durch Röhren in theils steinerne, theils hölzerne Kasten zum allgemeinen Gebrauch ein gutes Wasser geleitet, das unter den übrigen beynahe das reinste ist, da es nur wenige erdige Theile, wenig Kalch, und Luftsäure enthält, und die übrigen fast alle vitriolisch sind.

Das Volk, welches auf unseren Bergen wohnet, ist kein eigentliches Stammvolk. Noch immer

mer ist hier der Slave der älteste Einwohner, aber nicht jener Slave mehr, der von den unternehmenden Marahanen, oder den tapferen Sarmaten abstammte; den der itzige hat keine ihrer Eigenschaften. Seine Natur hat ausgeartet durch die Vermischung mit andern Nationen, wie seine Sprache, die sich sehr von jener unterscheidet, welche der Slave bey Tyrnau oder Tenschin spricht, da er ihr fremde Wörter eingeschoben hat, so, wie er sich mit fremden Weibern vermischte. Schwer ist es hier den ursprünglichen Slaven zu unterscheiden, der sich durch ein gelbes grades Haar, durch einem schwachen Bart, durch eine schmale gespitzte Nase, durch ein kleines schlaues Aug, durch einen mager knochigen Körperbau sehr von andern Nationen unterscheidet. Er ist nicht mehr so beherzt, so muthvoll, wie er war, als er sich (nach **Bel's** Erzählung) gleich einer spartanischen Mauer in den Zeiten der Verwüstung seiner Vaterstadt den Feinden widersetzte, denn er scheut sich nun vor dem Soldatenstande, er ist mißtrauisch, und man beschuldigte ihn sehr wegen Falschheit, obwohl ihm vielleicht dieser Vorwurf nur von dem Deutschen gemacht wird, der ihn eben so verachtet, als er gegenseitig gehaßt wird.

Obwohl der hiesige Slavake selten den Stempel seiner Nation am Körper hat, so ist er doch ge-

gewöhnlich ein schöner Bastard. Aus vielen, vorzüglich den Weibern, leuchtet deutlich das schöne sächsische Geblüt hervor, welches sich vor mehr als dreyhundert Jahren mit dem Slavischen hier vermischt hat, und manche, besonders die Männer, haben den schlanken hungarischen Wuchs; nur leider fehlt ihrem Charakter das Edle der Hungarn, das Biedere der Sachsen.

Ausser den Eingebohrnen, bestehen die hiesigen Einwohner aus Menschen fast aller europäischen (christlichen) Nationen, darunter sich am häufigsten der Deutsche findet, welcher beynahe ein Drittheil des hiesigen Seelenstandes beträgt, und welcher sich durch Heurathen, in der Kleidung, Sprache, und Lebensart theils aus Bedürfniß, theils aus Furcht vor dem Hasse der Einheimischen so sehr dem Slavaken nähert, daß man schon seine Kinder kaum anders, als dem Namen nach von diesem unterscheiden kann.

Es wird nicht überflüßig seyn zu erinnern, daß ich bey meinen Schilderungen weder die Vornehmern dieser Gegend, noch die vorzüglichern Bürger, weder die Beamten, noch sonst jemand, der herrisch seyn will, im Sinne habe; Denn: obwohl an allen diesen Ständen auch hier der Wurm modischer Bedürfniße zu nagen anfängt, so hat das Geschwür doch noch nicht das gemei-

ne

ne Bergvolk angefressen. Von ersteren zu reden wage ich nicht; Nur das montanistische (gemeine) Publikum, ist das Subjekt meiner Beobachtungen, weil dieses hier das eigentliche Volk ausmacht, jene Stände schwerlich zweytausend Seelen unter der hiesigen Menschenzahl enthalten, und weil meine Bestimmung allein, dem Bergvolke gewidmet ist.

Die Männer dieser besondern Volksklasse sind gewöhnlich hübsche Leute, und von einem mehr oder minder festem Gewebe der Fleischfasern, je mehr oder weniger sie gute Stammeltern hatten, und je länger oder kürzer die Dauer ist, daß sich ihre Ahnen bey den Bergwerken beschäftigten, und unter dem harten Joche der dahin zielenden Arbeiten, saftlos geworden sind.

Ihre Kleidung besteht darin, daß sie ein kurzes, grobleinernes Hemd, und ein eben solches weites langes Unterbeinkleid, darüber aber vom Tuche (hellblauer Farbe) ein hungarisches Beinkleid, ein kurzes deutsches Leibchen, und ein offenes hungarisches Wamms tragen. Den Kopf bedecken sie bey glatt zurückgekämmten kurz geschnittenen Haaren mit einem kleinen runden Hute, und ihre Füsse bewahren sie mit hungarischen Stiefeln. Bey kalter Witterung legen sie noch einen langen hungarischen Pelz vom blauen Tuche mit

Lamm-

Lammfell gefüttert, und feuerfarb gefärbten Fuchsbrämen, an; Vor den Regen schützt sie ein grautuchner enger Mantel; einige tragen einen Schachtrock, der von weissem Tuche, ungefähr so, wie ein Ueberrock gemacht ist, enge Ermel, und eine gespitzte Kappe hat. In der Hand tragen sie ein Haselnusstäbchen, davon die Rinde bis an den Handgrief abgeschält ist.

Diese Kleidung vertauschen sie bey ihren Arbeiten mit einem hungarischen Hemde, und solchem Beinkleide von ungebleichter Sackleinwand. Das einzige Zeichen eines Bergknappen, das sie in und ausser der Grube tragen, ist ein mäßig grosses Bergleder, welches um die Hüften gegürtet wird, und über den Hintern hinabhängt; folglich fehlet ihnen beynahe gänzlich die ehrwürdige Kleidertracht, welche an dem sächsischen und böhmischen Bergmann so beliebt ist, hier aber nur von neu eingewanderten Knappen, einigen Beamten und Praktikanten getragen wird, von letztern mit der Abänderung: daß sie ein schwarz leinernes, langes Beinkleid, und ein genau anliegendes mit engen Ermeln und einer Spitzkaputze versehenes Leibchen anziehen.

Das weibliche Geschlecht ist unter diesem Volke meistens sehr schön gebildet, aber ihre angenehme Gesichtsbildung dauert kaum bis auf ein

Paar

Paar Jahre nach ihrer Heurath hinaus; die Wangen der Mädchen sind schön roth gefärbt, und selten sieht man bleichsüchtige, vermuthlich weil sie Wein trinken. Die meisten hiesige Mädchen scheuen bis zu ihrer Verehligung fast jede harte Arbeit, sind folglich entweder sehr schwer in einen Dienst zu bringen, oder bleiben selten an einem Orte lange; daher sie aber auch meistens kleine Hände behalten. Auch als Weiber führen sie noch lange ein müssiges Leben, denn: da sie samt dem Manne in den ersten Jahren ihres Ehestandes sich bey irgend einer ältern Matrone Wohnung und Kost miethen, so bleibt ihre einzige Beschäftigung eine sehr kleine Aushülfe bey den Hausgeschäften ihrer Wirthin, und ihr Kind zu stillen, und zu wiegen. Nachdem das Weib eines Bergmannes endlich älter geworden ist, will sie alles Versäumte auf einmal gut machen. Sie widmet sich dann allen möglichen harten Arbeiten für ihr Haus und fremden Lohn, sie trägt nun selbst grosse Lasten des nöthigen Brennholzes auf ihren Rücken aus dem Walde herbey, und verliert so schon in ihrem dreyßigsten Jahre so sehr ihre Gestalt, daß man sie in einem andern Orte (wo die Mädchen schon in ihrem ersten Alter Arbeitsamkeit gewohnt sind) für eine Vettel halten würde.

Zu kleiden pflegt sich das Weibsvolk hier ganz besonders. Es trägt ein langes Hemd von

der

der allergröbsten Leinwand, aber die Ermel davon, die gewöhnlich unbedeckt bleiben, sind sehr fein. Mieder trägt es — ausser in hohen Festtagen, und da auch nur selten — nicht, dafür aber ein Leibchen von Zwirnzeuge, oder einem andern geringen Stoffe, davon die Achselbänder mit schönen Bandschleifen gebunden sind. Nur ein Rock bekleidet die Hüften, der bis auf die Waden reicht, und meistens vom blauen Tuche oder weiß und blau gefleckten Flanell ist. Die Brust wird mit einem weissen Tuche bedeckt. An den vordern Theil des Rockes hängt ein blaues mit weissen Zeichnungen gedrucktes Fürtuch. Im Winter trägt es ebenfalls einen hungarischen Pelz, blau und einfärbig. Die Füsse verwahrt es ohne Strümpfe mit hungarischen Stiefeln. Die Haare des Kopfes trägt das Mädchen uneingehüllt, mit Zöpfen über eine platte löffelförmige Nadel in einen Kreis an das Hinterhaupt geflochten; diese Flechtung wird so stark angezogen, daß die Meisten davon nach einiger Zeit kahlköpfig werden. Ihr Geschmeide besteht in mehreren Nadeln mit Glassteinen, die sie sich in die Haarflechtung stecken; auch wohl in einer Borte, welche aus Goldfleckchen, Stickerey, oder Silberkrämpchen bestehen, und auf die Köpfe mit schönen Bandschleifen befestiget wird. Um den Hals tragen die Vermöglicheren kleine Ketten mit vielen Schnüren von schlechtem Silber, das ihnen die Hälse schwarz

macht; die Mittellosern aber begnügen sich mit Schnüren von kleinen schwarzen oder rothen Korallen. Sie (die Mädchen) rechnen es sich zur Schande ihren Kopf zu bedecken; nur wenn sie im Staube arbeiten, umwinden sie sich ein Sacktuch, und so oft ihre Rose blüht, umgürten sie die Stirne mit einem schmalen zusammengelegten Tüchel. Erst dann, wenn ein Mädchen ohne Erlaubniß der Kirche Mutter wird, oder wenn sie der Priestersegen zum Weibe macht, setzt sie eine Haube auf. Diese sind sehr niedlich gemacht, und scheinen ein sächsisches Geschenk zu seyn, wenigstens haben sie beynahe ganz den Schnitt jener der siebenbürger Sächsinen, die noch bis auf den heutigen Tag ihre ursprüngliche Kleidertracht beybehalten haben. Diese Häubchen machen den Kopf klein, verdecken alle Haare, als die der Schläfe nicht, welche rollenförmig von der Haube um die Ohren gewunden werden. Die vordern Ränder der Haube sind mit Kanten besetzt, und meistens sind sie von weissen, blumichten Musselin. Ueber diese Häubchen werden noch gewöhnlich breite Binden von gleichem Stoffe wie die Hauben gebunden. Wittwen, auch dann, wenn sie wiederum geheurathet haben, umbinden die Hauben mit schwarzen Taffet, welchen sie über den Rücken hinab wallen lassen.

Beyde

Beyde Geschlechter, Mann und Weib, haben mehr natürlichen Verstand als Witz, sie sind mehr arbeitsam aus Bedürfniß, als betriebsam aus Vernunft, und keiner anhaltenden Leidenschaft fähig. Sie begatten sich frühe, der Jüngling meistens mit zwanzig, das Mädchen wohl auch mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, jener zur Bequemlichkeit, diese zur Stillung eines durch Müssigang genährten Feuers. Mann und Weib sind mehr zur Schwelgerey, als zur Wirthschaft aufgelegt. Jener bringt die arbeitsfreyen Stunden des Tages bey der Weinflasche im Schenkhause zu, und diese verbuhlt in den ersten Jahren ihrer Ehe die einsamen Stunden mit fremden Jünglingen, und beschenkt dann ihren Gatten mit einer erst seit wenigen Jahren hier bekannten Krankheit der galanten Welt sorglos: weil der Herr Gemahl zu dumm ist, die wahre Ursache davon zu vermuthen, und sie meistens als eine natürliche Folge seiner, harten groben Arbeit ansieht. So dumm diese Gleichmuthigkeit auch ist, so ist sich doch darüber nicht zu verwundern, da das hiesige Volk in mehr als einer Rücksicht unwissend ist, von den täglichsten Vorfällen im gemeinen Leben nicht viel vernünftiger urtheilt, als ein Californier oder Samojede urtheilen würde; seine ganze Kenntniß der Farben sich nicht über die sieben Hauptbenennungen erstrecket, und sogar in dem Reiche der Fröhlichkeit nichts scherzhafter findet, als bey

einer unharmonischen Musik einen trägen Tanz zu feyern, oder durch derbe Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken eines andern, sich wechselseitige Zeichen der Zuneigung zu geben.

Der höchste Grad eines unordentlichen Lebens konnte aber dennoch bisher nicht die Genügsamkeit verdrängen, welche den Slavaken angebohren ist. Der Mann ist selten auch bey dem äussersten Mangel trostlos, das Weib sieht sich ohne Schrecken bey der gefährlichen Arbeit des Gatten der Gefahr Wittwe zu werden täglich bloßgestellt und unbekümmert zeugen sie viele Kinder, deren Geburt selten widernatürlich ist.

Die Erziehung dieser Kinder ist aber in jeder Rücksicht elend. Sie werden dürftig genährt, schlecht gekleidet, und mit dem ganzen Greul von Vorurtheilen und Fehlern ihrer Eltern eingeimpft. Schon im achten oder neunten Jahre werden die Knaben in die Arbeit geschickt, und selten sind die Beyspiele, daß sich hier Kinder des gemeinen Knappen zu einer höhern Sphäre des Lebens tauglich gemacht hätten, obwohl es nicht an Gelegenheit, an Lehranstalten für die Seele und den Geist fehlet.

Wir haben hier würdige geistliche der katholischen und evangelischen Kirche, und beyde Re-

ligi-

ligionsgemeinde haben keinen Mangel am Unterricht und Lehre zum Glücke des Lebens. Ausser einer eigenen Hauerschule (welche bloß für die dürftigste Klasse der Bergmännischen Kinder bestimmt ist) haben wir hier vier Klassen der in allen österreichischen Erbländern verbreiteten Normalschule; ein Gimnasium der Humanitäts-Studien unter der Leitung der Geistlichkeit der frommen Schulen; eine Schule der Augsburgischen-Konfessionsverwandten, welcher der umlängst verstorbene, berühmte Historiograph **Severini** durch viele Jahre rühmlich vorstand; und überdieß glänzet auch hier die berühmte k. k. Bergakademie, welche bisher immer mit grossen Männern ihres Faches besetzt war, nämlich mit einem **Jaquin**, **Delius**, **Peithner**, **Poda**, **Scopoli** 2c. und auch itzt die berühmten **Ruprecht** und **Haidinger** zu Lehrern hat.

Gleichwie durch diese und mehrere andere Anstalten gesorgt wird, daß der hiesige Bergbau immer ein Muster für andere Orte bleibe, so ist auch dieser der einzige Erwerbungszweig unseres Volkes in dieser Gegend. Der Bergbau ist hier des gemeinen Mannes Sorge und des **Waldbürgers** *) auf Hofnung gegründete Leben. Er

 nährt

*) Nebst den Beamten der ansehnlichste Theil der Einwohner.

nährt nicht nur bloß auf diesen Gebirgen über zwey und zwanzig tausend Menschen, sondern er ist auch dem Staate dadurch sehr nützlich, daß er nur in den letzten Jahren im Durchschnitte eine Million, sechsmalhundert, siebenzig tausend Gulden an Gold und Silber und in vorigen Jahren noch mehr, ja sogar nicht selten eintausend neun hundert Mark Gold und 3,651,815 Gulden in Silber jährlich eintrugen, und über zehntausend Männer beschäftiget, welche den größten Theil des hiesigen Volkes ausmachen.

Um die Arbeiten dieses merkwürdigen Volkes kennen zu lernen, und ihr Verhältniß auf Gesundheit und Leben einzusehen, ist es nöthig, unter die Erde hinabzusteigen, und jede Verrichtung des Bergmannes einzeln zu betrachten.

Unsere Schemnitzer Berge sind eine Fortsetzung der Karpaten. Sie erheben sich bey der Bergstadt **Dilln**, ziehen sich gegen Mitternacht bis an den (zwey Stunden von hier entfernten) Granfluß, wo sie ein Vorgebirge bilden, und wenden

ner, die, nachdem sie eine bestimmte Summe auf den Bergbau verwendet haben, und anhaltend verwenden, verschiedene Vorzüge, und besonders die Erlaubniß Wein zu schenken erhalten.

ven sich dann in beständiger Krümmung bis gegen die Bergstadt Bukanz, mit dessen Bergen sie sich verbinden, und endlich in einer halbstündigen Entfernung in Wein tragende Hügel enden. Sie schliessen Schemnitz mitten ein, und haben auf dem linken Arm Dilln, auf dem rechten Bukanz.

Ueberall auf diesen Bergen findet man Spuren des fleißigen Berggeistes unserer Vorfahrer, und ihrer Verwegenheit, mit welcher sie in die Tiefe der Gebirge eindrangen. Wir, ihre Nachfolger ahmen ihrem Muthe treulich nach, indem wir theils die von Ihnen verlassene Strecken weiter forttreiben, theils neuen Bau anfangen, dadurch aber unsere Gegend beynahe dem ganzen Umfange nach, untergraben ist. Bel zählte schon seiner Zeit (im Jahre 1742) dreyhundert fünfzehn Grubengebäude, die jedoch bis nun theils fortgesetzt, theils statt der verlassenen mit neuen ersetzt wurden. Auf diese Art ist die Grundfeste unserer Stadt und ihrer Revier in Schächte *)

 ab-

*) Schacht, eine Oefnung, die senkrecht von der Oberfläche der Erde in die Tiefe eines Gebirges durch das Gestein gemacht wird, um entweder gute Luft in die Grube zu bringen, oder das edle und unedle Gestein herauszuschaffen, und die gemeiniglich 21/2 Klafter lang, und 5 bis 6 Schuh breit ist.

abgeteuft, davon die meisten über einhundert Klafter, einige wohl auch bis zweyhundert tief, und durch eine Menge von Stolln *) untergraben sind, die unter sich und mit den Schächten in genauer Verbindung stehen.

Durch dieses starke Wühlen in der unterirdischen Steinmasse unserer Berge entstehen ungeheure Weitungen und Räume, die unsern Häusern noch mehr gefährlich, und dem arbeitenden Bergmanne noch gefahrdrohender wären, als sie es ohnehin sind, wenn nicht der größte Theil davon durch gute Holzzimmerung, oder durch das unedle Gestein wieder unterstützt, und so (nachdem man in einer Grubengegend seinen Endzweck erreicht hat) nur so viel Räume übergelassen würden, als erforderlich ist, mit den Grubengegenden Gemeinschaft zu unterhalten, das gewonnene Erze oder überflüßige Taube Gestein **) aus der Grube zu schaffen, und gute Wetter zu haben.

Wet-

---

*) Stolln heißt ein unterirdischer Gang durch das Gebirge eingehauen, der gewöhnlich 7 Schuh hoch, und 31/2 weit ist.

**) Taubes Gestein nennt der Bergmann dasjenige, welches unedel ist, folglich kein Erze führt, und keinen innern Werth hat.

Wetter wird die Luft in der Grube genannt, auf welche bey dem Bergbau vorzüglich Rücksicht genommen werden muß, denn, sind die Wetter matt, das ist: enthält die Luft mehrere faule Theile, dann brennt dem Knappen seine Lampe nicht, hindert ihn folglich in der Finsterniß zu arbeiten, oder er ist unvermögend frey zu athmen. Halten sich aber in der Grube böse Wetter auf — die der Bergmann Schwaden, der Physiker aber mephitische Luft nennt — dann ist er in Gefahr sein Leben zu verlieren. Dieser Gefahren wegen ist es ein besonderer Vorwurf der Bergpolizey in der Grube über gute bewegliche Luft, frische Wetter nämlich, zu wachen. Daher werden sehr oft ungemein kostspielige Schächte oder Stollen getrieben, von welchen man voraus weis, daß dadurch kein anderer Vortheil erzielet wird, als, gute gesunde Luft. Sehr oft aber sind in den Gruben die Wetter so stark (welches einen ganz ungehinderten Luftzug bedeutet) daß man kein Licht brennend erhalten kann; in solchen Fällen müssen hölzerne Thüren in einer abgemessenen Strecke in den Stollen eingehangen werden, damit dadurch der reissende Luftstrom einigermassen aufgehalten werde.

Nicht leicht irgendwo findet man mehr Behutsamkeit und Sorgfalt frische Wetter bey dem

Bergbau zu verschaffen, als in unserer Gegend. Verschiedene Maschinen werden dazu angewendet, keine dahin abzweckende Unkösten scheut man, und die Gemeinschaft unserer Gruben hält alle Lufthemmung auf, daher auch in unseren Gruben die Luft gemeiniglich ohne sonderlichen Fehlern ist. Aber ganz alle Luftverderbniß zu vermeiden, ist unmöglich. Der Inschlichtdampf von den Grubenlichtern, das Faulen der schadhaften Gruben-Zimmerung, die Exhalation der verschiedenen Mineralien, die Ausdünstung einer Menge von Arbeitern, der Harn und die Stuhlgänge, davon sich die Hauer nothgedrungen entlasten, verderben die Luft oft aller Vorsicht ungeachtet, und machen sie zum Athemhollen ungeschickt, besonders wenn sie zugleich feucht ist, welches durch die Grubenwässer sehr leicht geschehen kann.

Das Wasser sammelt sich in den Berggruben häufig; so wie sich der Bau einer Grube mehr ausdehnet oder tiefer geht, so wird auf der Oberfläche der Bergrevieren, dasselbe geringer, und dringet durch die Spalten und Risse des Gesteines in die Höhlen, wo es sich in der Teufe *) häuft. Theils um der Schädlichkeit stehender Wässen vorzu-

---

*) Die Tiefe gegen den Mittelpunkt der Erde.

zubeugen, theils um eine Wasser-Anhäufung zu verhindern, welche endlich die ganze Grube ersäufen könnte, vorzüglich aber, um noch tiefer in den Mittelpunkt der Erde eindringen zu können, das besonders nothwendig ist, da bey uns der größte Segen in der Teufe zu seyn pflegt, wird hier die äusserste Sorgfalt angewendet, die Gruben von Wässern zu befreyen. Zu diesem Ende werden sehr merkwürdige Maschinen, das Wasser zu heben benützt; man bringt überall Röhren und Rinnen an, welche dasselbe auf was immer für eine Art aus der Grube leiten können, und es sind eigene Leute bestellt, die diese rein halten müssen.

Dem ungeachtet, ist der größte Theil unserer Gruben naß und feucht, aus den verborgenen Quellen träufelt das Wasser an den Steinwänden herab, macht die Sohle *) schmundig **) und bildet an manchem Orte einen Sumpf, dessen Ausdünstungen so, wie jede Sumpfluft, und wie die übrigen Wasserdünste die Körper der Arbeiter erschlappen, und ihre Säfte verderben. Besonders leiden von den Grubenwässern die Kunst-

stei-

*) Der Grund eines Stolln, oder einer andern Bergstrecke.

**) kothig, schmutzig.

steiger — welche den Kunstgebäuden in den Gruben stets nachsehen müssen — und die **Rinnenfeger**, deren Dienst es ist: das Rinnenwerk zu putzen und rein zu halten. Auch andere Bergarbeiter leiden vieles von dem Wasser, denn: ausserdem daß sie in einer mit Wasserdünsten geschwängerten Athmosphäre verweilen müssen, sind sie oft gezwungen im Wasser selbst zu arbeiten, oft müssen sie anhaltend bis über die Kniee im Wasser stehen, und zuweilen dringet das Wasser unvermuthet mit einer fürchterlichen Gewalt in eine Grube, der man kümmerlich widerstehen, und oft kaum entfliehen kann.

Alle, oder wenigstens die meisten Gefahren, welche das Waßer und seine Dünste in den Gruben befürchten läßt, werden bey uns größtentheils verschwinden, wenn der wichtige Bau vollendet ist, wodurch alle Schemnitzer Gruben unterteuft werden sollen. Zwey Meilen weit von hier, an dem Ufer des Granflusses ist zu diesem Ende ein Stolln angelegt, der bis unter den tiefsten unserer Schächten getrieben werden soll. Zehn Jahre arbeitet man schon, eine zwanzigjährige Arbeit ist noch erfordurlich, dann werden alle Wasserhebungskünste überflüßig seyn, Wasser wird sich nirgends sammeln können, weil es durch den Josephi Erbstolln abfliessen wird, und so wird unser Bergbau in eben dem Grade gesunder werden, als er reiche-

ren Segen haben, und noch ein weiteres Feld für die Arbeiten unserer Knappen darbieten wird.

Die Arbeiten des Bergmannes sind in jeder Rücksicht hart und ungesund, und in eben dem hohen Grade dem menschlichen Körper nachtheilig, als sie dem Staate nothwendig und nützlich sind. Mathematik und Menschenliebe machte sie bequemer, und weniger gefahrvoll, als sie in den Zeiten waren, da sie zur Strafe für Missethäter dienen mußten, und für entehrend angesehen wurden: aber ohne dem Freyheitssinne und dem unterscheidenden Gefühle der Ehre, mit welchem der Knappe nun sich dem Bergdienste widmet, würde dieser noch eben so wenig gesucht werden, als er ohne Mannszucht und guter Ordnung unthunlich oder noch gefährlicher wäre.

Vieles, und beynahe das meiste kömmt bey dem Bergbau auf eine gute Anstalt an. Durch diese und eine pünktliche Subordination wird der Bau angeordnet, befördert, und das zahlreiche Bergvolk, mit Thätigkeit geleitet.

Täglich zweymal, früh nämlich um vier Uhr, und Mittags um zwölf Uhr kommen alle Bergleute — abwechselsweise bald in der früh bald Mittags — in einer Stube bey ihren Gruben zusammen. Keine Hindernisse, nicht Regen

oder Wind, nicht Schnee, oder ungebahnte Wege, nicht einige Stunden weit entfernte Wohnungen gelten zur Entschuldigung ihres Ausbleibens. Um die festgesetzte Stunde werden ihre Namen verzeichnet, die Ausbleibende zur unnachsichtlichen Strafe vorgemerkt, dann jedem seine Arbeit angewiesen, und nach einem allgemeinen, einstimmigen lauten Gebete **fährt** *) jeder zu seiner Arbeit an.

Um an diese zu gelangen, muß der Mann durch lange Stollen fahren, durch **Schutte** **) nicht selten dahin auf dem Bauche kriechen, oder auf dem Hintern gleiten, und in tiefe Schächte hinabsteigen. Oft hat er so viele dieser unterirdischen Labyrinthen zu durchwandern, daß er — besonders wenn er schon stundenlange sehr beschwerliche Wege zurückgelegt hat, bis er bey der Anstalt erscheinen konnte — müde und abgemattet ist, noch bevor er bey dem Arbeitsorte anlangt. Da die Stollnhöhe nicht allzeit mit der Körperslänge im hinlänglichen Verhältniß ist, so muß er gebückt gehen, und in stäter Furcht seyn, sich gefähr-
lich

*) Anfahren heißt: zur Bergarbeit, in eine Berggrube gehen.

**) Eine mit Sand oder losem Gesteine zum Theile angefüllte Berghöhle.

lich anzumelden *) und da das Gestänge **) meistens naß, schlüpfig und schmal ist, so hat er keinen sichern, festen Fußtritt, und ist in Gefahr auszuglitschen, und in eine tiefere Grube, oder einen Sumpf zu fallen. Am Beschwerlichsten ist aber das Fahren durch Schächte. Hier muß er über Leitern ***) die senkrecht, eine über der andern aufgestellt, und mit eisernen Häspen an die Schachtzimmerung befestiget sind, klettern; er selbst muß sich leuchten, und noch dazu seinen schweren Werkzeug mittragen. Ein Fehltritt stürzt ihn in die Teufe, glücklich ist er dann noch, wenn ihn eine Bühne ****) auffängt, und er so mit einer Quetschung, oder einem Beinbruche davon kömmt.

Das Fahren in den Gruben überhaupt ist dem Körper schädlich: durch die Erhitzung des Geblütes

---

*) Statt anstossen sagt der Bergmann anmelden.

**) Zwey, drey Querfinger von einander abstehende, schmale Bäume (oder auch nur ein einfaches Brett) auf der Sohle des Stollen, oder einer andern Bergstrecke.

***) Der Bergmann nennt sie Fahrten.

****) Die nach einer, oder einem Paar Fahrten, in tiefen Schächten angebracht sind, damit man darauf von der Fahrt abtretten, und ruhen könne.

blutes und die abwechselnde Athmosphäre, durch welche gefahren wird, durch die beständige Bewegung der Gliedemaßen, durch die verschiedene gewaltsame Richtungen des Leibes, und durch die angestrengte Ausdehnungen der Arme und der Füsse. Besonders aber leidet er bey dem Ausfahren aus den Schächten: die Arme aufwärts, um sich an den Sprossen der Fahrten aufzuschwingen, die beständig gegen den Bauch gerichtete Bewegung der Schenkel, wodurch die Eingeweide gegen die Brusthöhle zugetrieben werden, und dann die in dem engen Schachte concentrirte, auf die Lunge drückende Luftsäule, verengern den Raum in der Brust. Alles aber zusammen: macht Congestionen des Blutes in den Lungen und gefährliche Stockungen, die um so geschwinder erfolgen, da das durch das Hinabsteigen erhitzte Geblüt, bey dem Austritte aus der Grube, durch die am Tage kältere Athmosphäre schnell abgekühlt wird. Daher Rheumatismen, und alle Arten von Gliederkrankheiten, Bluthusten, Vorbereitung zur Lungensucht, und eine Menge von Brustkrankheiten. Unausbleiblich sind die Engbrüstigkeiten, da alle unsere Gruben eine grosse Teufe haben, weßwegen auch schon seit langer Zeit ein alter Bergmann und ein **Keuchler**: gleichbedeutende Namen sind. Die Gefahr bey dem Ausfahren vermehrt sich noch, durch den tollen Wettstreit unter den Knappen: „wer am geschwindesten nach geendeter Arbeit über

eine

eine grosse Zahl von Fahrten aus der Grube kommt?" Sie rennen mit der größten Heftigkeit über die Leitern hinauf, wie ein Wettrenner zum Ziele, und so verderben sie sich frühzeitig ganz, welches vorzüglich von der Bergjugend gilt.

Unter diese werden die Knaben gerechnet, welche sich erst für den eigentlichen Bergdienst geschickt und tauglich machen müssen. Die erste Beschäftigung, welche ein solcher Bube (wenn er mit acht oder neun Jahren zur Grube kömmt) erhält, ist, daß er den Beamten und Fremden bey der Befahrung der Gruben vorleuchten muß. Nach und nach wird er zu andern Geschäften verwendet. Er muß gutes, trinkbares Wasser den Arbeitern zutragen, kleinere Handlangerdienste verrichten, das gewonnene Erze auf dem Rücken, in ledernen Säcken von verschiedenen Grubengegenden, auf einen Ort zusammentragen, und je, nachdem er Pflichten auf sich hat, wird er Leucht-Sauber-Wasserjung u. s. w. genannt, überhaupt aber werden diese Buben unter dem Namen Häspler begriffen, obwohl sie deren eigentlichem Dienste erst dann vorstehen, wenn sie schon mehrere Kräften erlanget haben.

Der eigentliche Häspler muß, mit einem dazu tauglichen Gerüste, das Erz und anderes Gestein und Wasser aus einer Grube winden.

Durch die schiefe, schlechte Stellung, die er dabey nehmen muß, durch die Reibung seiner körperlichen Theilen untereinander, und durch den Druck mit der Brust zur grösseren Gegenwirkung auf die Haspelhörner, wird das Geblüte zu seinem Nachtheil heftig herumgetrieben.

Sobald der Bube an Kräften hinlänglich gewonnen hat, wird er unter jene Arbeiter aufgenommen, welche das Erz und Gestein mit Hunden *) von der Strasse **) wegfördern müssen. Gemeiniglich werden auf einen solchen 2½ Ctr. geladen, man wendet aber auch grössere zum Gebrauche an, die noch mehr belastet werden. Der Arbeiter schiebt diese Ladung mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit vor sich, bis auf den Ort, wo er sie wegstürzen soll, hin, und läßt sich in seinem Laufe auch dann nicht hindern, wenn er sich bey den verschiedenen Stollnkrümmungen wenden muß, weil er ihnen geschickt auszuweichen weis. Er muß aber allen seinen Kräften dabey aufbieten, der Rücken ist immer gebückt, folglich der Unterleib

*) Hund, wird ein kleiner, offener, hölzerner, unten mit vier Rädern versehener Kasten genennet, und die Arbeiter, welche dabey angestellet sind, heissen Hundstösser.

**) Ein Grubenort, wo auf Erze gebauet wird.

leib zusammengedrückt, und auf doppelte Art entkräftet er sich, durch das schnelle Laufen, und durch die Anstrengung seiner Muskeln bey dem Fortschieben und Aufheben so grosser Lasten. Schade ist es daher, daß man oft noch gar junge, unausgebildete Burschen zu dieser entkräftenden Arbeit verwendet, denn auch ein schon rüstiger Bube kann nicht allzeit den übeln Folgen dieser Arbeit ausweichen, welche Anschoppungen in der Brust und im Bauche, Brust- Leber- Milzentzündungen, vorzüglich aber Brüche verursachet. Dem ohngeachtet sind die Hundstösser die muthwilligsten, lustigsten Leute unter dem Bergvolke, und so wie er mit dem Hunde zu stossen anfängt, so nimmt er sich ein Weib.

Nachdem der Knappe eine bestimmte Reihe von Jahren am Hunde gedienet hat, wird er **Zimmerling**; muß folglich mit der Hacke am Holze arbeiten, die Zimmerungsarbeit in Stollen und Schächten besorgen, neue vorrichten, und alte ausbessern. Er muß sich in die gefährlichste Orte hinwagen, und grosse Holzlasten schleppen, unterliegt folglich allen den Gebrechen, die den Tragern eigen, und jenen, welchen die Bergknappen überhaupt unterworfen sind.

Endlich wird der Knappe **Haüer**, und arbeitet entweder auf Geding oder Erz. Als Ge-

dinghauer arbeitet er nach einem gewissen Längenmaß das Gestein in einer conventionirten Weite und Höhe, um einem bestimmten Lohn in einer gegebenen Zeit aus; und als Erzhauer — welches er erst zur Belohnung eines mehrjährigen Arbeitsfleisses wird — empfängt er seinen Lohn nach dem Verhältniß des von geschwornen Probirern *) angegebenen, in den Erzen enthaltenen Silber- oder Goldgehalts. Beyde Klassen machen den eigentlichen Bergmann aus, den man aller Orten schätzt, und noch mehr schätzen würde, wann man seine gefahrvolle Arbeit ganz ~~kennte~~. kennen würde

Der Mann arbeitet auf Gestein, welches meistens fest, und nur selten schieferig, klüftig ist. Sein gewöhnlicher Arbeitszeug ist Schlegel und Eisen, aber bey uns, wo das Gestein meistens sehr hart ist, kann er wenig damit ausrichten. Er muß mit einem Eisen (das er Bohrer nennt) und, das er stets umdrehet, während er mit dem Schlegel (oder Hammer) darauf schlägt, in dasselbe ein Loch bohren, welches er dann auf eine besondere Art mit Schießpulver ladet, und anzündet. Sobald dieses geschehen ist, muß

*) Ansehnliche Beamten, welche den Gehalt der Erze und Mineralien untersuchen.

muß er sich an ein vorher schon bestimmtes Zufluchtsort flüchten, bis das Pulver entzündet ist, und der Rauch sich verzogen hat. Hiebey geschieht manches Unglück: denn oft ist der Hauer leichtsinnig (besonders wenn der Schuß lange nicht los geht) sich dem Arbeitsorte zu nähern, oder gar an der Ladung etwas verbessern zu wollen, da dann nicht selten der Schuß unvermerkt losgeht. Vielmals geschieht dieses auch während dem Laden schon, besonders wenn der Knappe trotz allen Verbot, das gebohrte und geladene Loch mit Steinen, statt der Lette, zumacht. Die losgesprengte Steine verwunden einen solchen Unvorsichtigen, oder das Pulver entstellt ihn wenigstens häßlich. Unendlich viele Beinbrüche, zerschmetterte Knochen, und gefährliche Rißwunden, sah ich bloß aus dieser leichtfertigen Ursache, die um so sorgfältiger vermieden werden sollte, da es ohnehin Ursachen genug giebt, den Bergmann krank zu machen.

Hieher gehört vorzüglich die starke Arbeit des Mannes, bey der er durch mehrere Stunden anhaltend durch die heftigsten Schläge mit dem Hammer das Eisen in das feste Gestein hineintreiben muß, um dasselbe zu bezwingen. So lange er vor sich arbeiten kann, ist es für den gewohnten Mann keine beschwerliche Sache, aber sobald über oder unter sich ge-

brochen werden muß, so hat er eine Menge von Nachtheilen zu befürchten, die sich durch die erforderliche Lage seines Körpers vermehren. Mit hoch über den Kopf ragenden Händen, mit gestrecktem, zurück und vorwärts gebogenem Rücken, sitzend und kniend, auf dem Rücken, dem Bauche, oder einer und der andern Seite liegend muß er seine Arbeit verrichten, und so muß an manchem Leibestheile der Säften Umtrieb vermindert werden, oder ganz aufhören, gefährliche Verstopfungen, Ausdehnungen, Quetschungen entstehen, und das Gleichgewicht der äussern und innern Gegenwirkung aufgehoben werden. Vorzüglich werden ihre Füsse zu Grunde gerichtet; denn, da sie bey ihrer Arbeit gewöhnlich stehen, so fällt die ganze Kraft ihres durch die unmässigste Arbeit verdoppelten Körpergewichts auf dieselselben, weßwegen auch bey allen hiesigen Kranken die Fußbeschwerden am gewöhnlichsten sind.

Weiters ist der Hauer auch, noch mehr als jeder andere eine Grube Befahrende in Gefahr, von einem sich ober dem Kopfe loslösenden Gestein erschlagen zu werden. Am allermeisten leiden die Augen, weil es eine alltägliche Sache ist, daß sich Splitter von den Steinen, oder von den gestählten Werkzeugen lösen, und in jene festsetzen. Eben darum, weil dieses bey uns eine alltägliche Sache ist, sind hier bey den Berggruben

gruben eigene **Augenlecker** bestellt, die ein kleines jährl. Geschenk dafür erhalten, daß sie mit der Zunge ganz sanft die fremden Körper aus den beschädigten Auge weglecken sollen. In mancher Rücksicht ist diese alte Anstalt eine gute Sache, aber leider wird sie selten befolgt. Der nächst beste Knappe fährt mit seinem spitzigen Taschen-Messer in den Augen herum, die Patienten selbst vernachlässigen sich, und kommen erst dann um ordentliche Hülfe, wenn schon ein unheilbares Eiterauge, oder eine verletzte Hornhaut, aus einem unbedeutenden Zufall entstanden ist.

Nach der heftigen Arbeit ist der **Staub**, welcher sich bey der Bearbeitung des Gesteines ablöset, in Stolln und Schächten verbreitet, und auf die Körper unserer Knappen losstürmet, eine ihrer vorzüglichen Krankheitsursachen. Schon für sich, als Gesteinstaub betrachtet, trocknet er die körperlichen Theile aus, verengert die Gefässe, und legt den Grund zu den hartnäckigsten Verstopfungen; aber da zugleich unsere Steine metalhältig sind, folglich auch der Staub, die der Gesundheit höchstschädliche Metalltheilchen mit sich führt, so ist sein doppelter Nachtheil offenbar.

Ich hatte unlängst *) die Gelegenheit, das Gestein und Erze zu beschreiben, welche in unsern Gruben brechen. Absichtlich hatte ich davon mehr nicht erwähnt, als zur ärztlichen Beurtheilung zu wissen nöthig ist, und es wäre überflüßig, das dort geschriebene hier zu wiederholen. So viel uns gegenwärtig die Bestandtheile unsers Gesteines bekannt sind, dürften vielleicht unsere Bleyerze vor allen übrigen den größten Nachtheil haben, wenn sie in Staub aufgelöst, durch die verschiedenen Leibesöfnungen in den Knappenkörper eindringen. Ueberhaupt aber ist der Grubenstaub den Lungen und dem Magen sehr gefährlich, er schadet durch seine Form mechanisch, und durch seinen Gehalt chemisch, er reitzt die feineren Theile, und frißt sie an, bewirkt so einen grösseren Zufluß auf einen Ort, folglich Anschoppungen und Verhärtungen, er dringt mit der cirkulirenden Säftenmasse aller Orten hin, und so verkleistert er von innen wie von aussen die kleinen Oefnungen und Kanäle, die unentbehrliche Ausdünstung.

Nicht

*) Hoffingers Sendschreiben über den Einfluß der Anquickung der gold und silberhältigen Erze auf die Gesundheit der Arbeiter, 8. Schemnitz 1790.

Nicht nur dadurch wird die Ausdünstung unterdrückt, daß der Staub, wenn er sich auf einen schweissigen Körper wirft, dort liegen bleibt, und wie mit einer Rinde seine Theile überdeckt; sondern auch durch den höchsten Grad der Unreinigkeit, in welcher das hiesige, besonders das slavische Volk lebt. Nur wenige unter ihnen waschen sich nach ihrer schmundigen Arbeit, und viele tragen Wochen lang den verhärteten Schmutz auf ihren Leibern herum, ein deutlicher Beweis, daß es in ihren Wohnungen nicht sehr reinlich aussehen kann, und noch auf manche andere Art leidet die Ausdünstung, indem sie entweder zu häufig, oder zu gäh unterdrücket wird. Der Knappe arbeitet entweder auf einem so heissen Orte, oder überhaupt mit einer so heftigen Anstrengung, daß er in Schweiß zu zerfliessen scheint, und daher sehr oft ganz nackt arbeiten muß; oder er erkältet sich plötzlich durch einen gähen Trunk, durch das längere Rasten während der Arbeit, oder bey dem Ausfahren durch kältere Grubengegenden.

Auch die Leidenschaften, welche die Säfte von der Oberfläche auf die innern Theile werfen, als Angst, Furcht, Schrecken gehören hieher. Ein ungewöhnliches Getöse in der Grube, eine nahe Gefahr, die düstere durch ein schwaches Grubenlicht noch schauerlicher gemachte öde Grubengegend, die Erinnerung an Gespenstermärchen,

und Unglücksgeschichten machen den verurtheiligen Knappen — der noch immer **Bergmännchen** *) und **Berggeister** glaubt — zittern, zagen. Folglich eine Menge von Ursachen, die die Ausdünstung aufheben, ohne der doch der Mensch unmöglich gesund seyn kann! folglich eine Menge von rheumatischen scrophulösen oedematosen Krankheiten von oertlicher und Universalentzündung!

So, ist dann der Hauer einer Menge von Ursachen ausgesetzt, welche ihn bald **bergfertig** **) machen können. Nachdeme er endlich seine **Schicht** ***) allein oder **mehrmännisch** ****) unter mancherley Gefahren ausgearbeitet

---

*) Ein von den Bergleuten erdichtetes (böses und gutes) Gespenst von kleinem Wuchse, mit grossem Kopfe, feurigen Augen, in einer ordentlichen Bergkleidung.

**) kräuklich, entkräftet, arbeitsunfähig.

***) Die Zeit, während welcher der Mann seine Arbeit verrichtet, und bey uns in der Grube gewöhnlich acht Stunden dauert.

****) Jeder Arbeitsort einer Grube wird eine Nummer genennet, und dieser wird mit einem oder mehreren Arbeitern belegt, das ist, es werden mehrere Männer dort

zur

beitet hat, tritt er wiederum seine mühsame Stolln- und Schachtwanderung an, um sich von seinen **Schlegelgesellen** *) abwechseln zu lassen. Nur dann erst kann er bequemer ausfahren, wenn er sich einen mindern oder höhern Beamten-Dienst erarbeitet hat, denn diese können durch den Treibschacht **) aussitzen, aber fürchterlich ist diese Bequemlichkeit. Statt der Tonne wird an das Ende des Sails ein- oder zwey **Knechte** ***) befestiget, auf die man sich setzt, und dann durch Pferde, die an den **Triebekorb** ****) gespannet sind, in den **Gapel** *****) aufgezogen

zur Arbeit angestellt. Gewöhnlich arbeiten bey uns acht Männer in einer Nummer, die sich in zwey oder drey Schichten abtheilen, und man sagt dann: die Nummer ist achtmännisch belegt.

*) Arbeits-Gespäne.

**) welcher von dem Fahrschacht unterschieden ist. Durch diesen fahren die Bergleute aus und ein, durch jenen wird das Erz oder Gestein im Tonnen mit Sailen mittelst der Pferde herausgetrieben.

***) Zwey dicke Lederiemen, davon einer zum Sitzen taugt, der andere aber zur Rückenlehne.

****) Eine Maschine, zur Ab- und Aufwindung der Schachtsäilen.

*****) Ein rundes spitzig zulaufendes über einen Schacht aufgesetztes hölzernes Gebäude.

gen wird; und so hängt man in einem finsteren Schlauche, vertraut Leben und grade Knochen dem unsicheren Gewebe von Hanffasern, und schwebt in banger Erwartung sich an den Seitenwänden zu zerschmetternn, in einen mehr als hundertklaftrigen Abgrund zu stürzen, oder endlich nach der schauerlichen unterirdischen Wanderung das liebe Tagslicht zu schauen, bey dessen Erblickung Fröhlichkeit durch alle Adern strömt.

Wir haben den wackern Knappen bey seinen gefährlichen Arbeiten unter der Erde begleitet, aber noch können wir uns von ihm nicht trennen, weil er erst ober derselben sein Taggeschäfte vollenden muß. Der Gedinghaüer muß sehr oft noch eine zweyte Schicht entweder in der Grube, oder über Tags unter verschiedener Verrichtung machen, die ihm besonders bezahlt wird. Vorzüglich gehört hieher das Laufen mit dem grossen Hunde, von dem die Gesundheit unserer Knappen vieles leidet. Sind sie nach ihrer eigentlichen Grubenarbeit nicht bey dem Berge beschäftiget, so sucht der Fleißigere eine andere Taglöhner-Arbeit. Aber, durch alle diese ausserordentliche Arbeiten leidet der Mann weit mehr, als von seiner eigentlichen, weil diese schon seine Kräften für einen ganzen Tag erschöpft hat. Der **Erzhaüer** muß nach seiner Grubenschicht noch eine Schicht auf der **Scheidebank** wechselweis so zubringen,

daß

daß die Frühschichtler Nachmittags und die Tagschichtler, Vormittags dort erscheinen. Auf der Scheidebank werden mit einem eisernen Hammer die Erze zerkleinert, und diese dann in verschiedene Sorten abgesondert. Die durch mehrere Stunden anhaltend sizende Lage des Arbeiters, die gleichförmige Bewegung des den Hammer führenden Armes, der Steinstaub, den der Arbeiter einathmet, und die den Augen gefährliche Steinsplitter können in mancher Rücksicht dem Umlauf des Geblütes, den Lungen, dem Gesichte schaden.

Von da übernehmen diejenigen Erze, welche nicht gleich in die Hütte kommen, die **Waschwerker, Puchwerksarbeiter**, und die **Schlemmer**. In den Waschwerken wird das Erz noch kleiner gemacht, mit Wasser gewaschen und für die Hütte vorbereitet. Die Nässe, welche in denen dieser Arbeit gewidmeten Gebäuden herrscht, macht die Körper der Arbeiter siech und schlapp; ein unausgesetztes von früh sechs Uhr, bis sechs Uhr Abends in einer sitzenden Lage anhaltendes Arbeiten öfnet zu allen Leibesverstopfungen Thür und Thor; der Staub, welcher sich von dem Gesteine ablöset, wirft sich häufig auf die Lungen, verdirbt folglich dieses nöthige Werkzeuge des Lebens, und die unreinste, mit der athmosphärischen ganz heterogene Luft wird von einer Menge Menschen eingeathmet, die meistens elende Leute sind. Gewöhnlich werden

zu

zu dieser ohnehin schon ungesunden Arbeit noch ganz kleine Kinder, arme sieche Leute, und zur Bergarbeit alte unbrauchbare Knappen genommen. Der ganze Waschwerksdienst wird von wahren Krippeln und Invaliden betrieben, und aus ihrem Mitte zählt der tägliche Krankenstand, die meisten Kranken.

In den **Puchwerken** wird das geringere Erze durch unten mit Eisen versehene Holzstempel, die durch eine Wasserwelle gehoben werden, kleiner gestampft, und der **Schlemmer** muß aus der gepuchten und klein zerstampften Masse das Erz von den Gesteintheilen absondern, ausziehen, rein und zur Verschmelzung tauglich machen. Die Krankheiten dieser arbeitenden Menschenklasse schränken sich auf die Folgen von der Hebung grosser Lasten, auf catharhalische und rheumatische Beschwerden, auf Lungenentzündungen, und Gefröre ein.

Hier kömmt die Reihe an die **Hüttenarbeiter**. Da ich aber deren Beschäftigungen und Krankheiten schon in meinem **Quickbüchlein** in paralell mit der Amalgamations-Arbeit abgehandelt habe, so glaube ich jene und diese hier übergehen zu können.

Noch giebt es vielerley Arten von Beschäftigungen, die bey unsern Bergwerken, vorkommen unter sich verschieden, und mehr oder weniger, der Ge-

sund-

sundheit der Arbeiter, nachtheilig sind; sie betreffen aber nur einzelne Menschen, und nicht ganze Klassen. Der **Hauer** macht den eigentlichen Bergknappen aus, alle andern beschriebene und nicht beschriebene Arbeitsleute, werden zusammen unter den Namen **Berggesinde** verstanden. Die vorzüglichste Beschäftigung der dazu gehörigen Menschen sind schon im Vorhergegangenen erwähnt worden. Alle übrigen beziehen sich auf Handlangers- und andere Taglöhners-Dienste, davon dennoch fast jeder mit einer besondern Benennung bezeichnet wird. Sie müssen grosse Lasten heben, solche in die Grube aus oder einziehen helfen, grosse Steinmassen zerkleinern, Wasser Schöpfen, bey Teichen arbeiten u. d. gl. Sie sind also eben so, wie alle übrigen Bergleute einer Menge von Krankheiten ausgesetzt. Auch sie ziehen sich durch unordentlichen Schlaf, ängstigende Leidenschaften, unterdrückte Ausdünstung, übermässige Arbeiten, eingeathmete schlechte Luft, Behandlung schädlicher Substanzen, so wie jene häufige Krankheiten zu, unterliegen folglich wie jene, schmerzhaften Zufällen, Verletzungen, Verwundungen, Verstümmlungen, schädlichen Säftenzufluß und Säftenverschwendung, die austrocknen oder verderben, folglich die festen Theile steif, morsch, mürbe, hydropisch werden lassen. Gewisse Krankheiten — die ich unten erzählen werde — ergreifen das hiesige Volk mehr, als an-

derswo,

denwo. Brustbeklemmungen, und alle Arten von Brustkrankheiten, örtliche und allgemeine Entzündungen, Bluthusten, Auszehrungen, und Schwindsuchten sind unserer Knappen trauriges Ende, dem die meisten krumhälsig, steif, gebeugt, mit zitternden ausgedorrten Gliedern entgegengesehen, wenn nicht gähe Todtfälle, eher ihrem Leben ein Ende machen.

Gähe Todesfälle (die von Beschädigungen bey der Arbeit entstehen) zähle ich im Durchschnitte jährlich nur acht; ein Beweis des guten fürsichtigen Grubenbaues. Aber andere — fast möcht ich sagen eigene — Krankheiten (die keine Vorsicht verhindern kann) sind unter dem hiesigen Bergvolke sehr häufig. Hieher gehören:

1. **Brustbeklemmungen** und **Engbrüstigkeiten.** Die meisten scheinen von gestockten Feuchtigkeiten in der Lunge herzurühren, und von einer Verwachsung der Lunge mit den Rippenfell. Fast bey allen hiesigen Knappen, die ich öfnete, fand ich dieses.

2. **Gliederkrankheiten**, besonders Fußbeschwerden und Lendenwehe, die fast allzeit Aderlässe fordern, an die sich daher der hiesige Bergmann stark gewöhnt hat. Aergerlich ist ihre Vor-

liebe

liebe für Fußaderläße; sie ziehen das Geblüt zu viel auf die geschwächten Theile, und schwächen sie so noch mehr.

3. **Der Scorbut.** Der Knappen Lebensart, ihre Wohnungen, die naßfeuchten Einflüße bey ihren Arbeiten auf die Körper erwecken ihn. Scorbutische Geschwüre sind eine alltägliche Sache, und im Frühjahre sind solche Petechien häufig.

4. Cacherien aller Art, vorzüglich die endemische, die man in der zweyten Abtheilung dieses Bandes weitläufig beschrieben finden wird.

5. **Skropheln** und **Würmer.** Erstere beobachte ich meistens bey den Riennenfegern, und Waschwerkern; die andern sind nicht nur bey der Jugend, sondern auch bey Erwachsenen sehr häufig.

6. **Brüche** aller Art, die bey den harten Arbeiten um so leichter entstehen können, da sehr vieles Fett genossen wird.

7. **Die Bleykolik**, welche unter dem Namen Hüttenkatze bekannt ist. Die Beobachtungen, welche ich hierüber während meinem montanistischen Decennium zu machen Gelegenheit hatte, spare ich für die Jahrbücher der k. deutschen Akademie der Naturforscher.

8. **Lungen** und **Schwindsuchten**, aber sehr selten diejenige Art davon, welche unter dem Titel **Bergsucht** (Phthisis montana) in andern Bergorten so fürchterlich ist. Ein Beweis! daß die vorzüglichste Ursache dieser Krankheit in jenen Gegenden das Rattenpulver ist, welches aber bey unseren Erzen äusserst wenig, oder gar nicht vorkömmt. Unsere Lungen und Schwindsuchten entstehen meistens von skrophulöser Schärfe, auch wohl von übelabgewarteten inflamatorischen Brustfiebern, die theils hier sich standhaft behaupten, theils von der häufig unterdrückten Ausdünstung entstehen. Auch ein Erbtheil der Kinder von ihren Vätern sind jene Suchten.

Nebst den erwähnten Krankheiten sieht man nicht minder zahlreich, Unter chronischen Uebeln: Wassersuchten, Hautausschläge, Contrakturen, Lähmungen, Epilepsien und Stupiditäten; Unter den schnellaufenden: Magen-Krankheiten, Faul- und andere Fieber. Die Gallenkrankheiten kommen in den Wintermonaten, Ruhren in den Obstmonaten häufig vor, letztere besonders dann, wenn das Obst wenig zugeführt wird, und daher unreif, von den Bäunnern herabgestohlen wird.

Der epidemische Genius, während diesen sieben Jahren war:

1784. Gallenfieber, die am dritten Tag im Faulfieber mit blaurothen Petechin übergiengen, wenn die ersten Wege nicht schnell und wiederholt gereiniget wurden.

1785. Häufige Wechselfieber, mit Koliken während der = Kranken Zeit.

1786. Falsche Lungenentzündungen. Im späten Herbste unter der Bergjugend gutartige Blattern, die so durch ein halbes Jahr blieben, dann bösartig wurden, bis in das zweyte Jahr wütheten, häßliche Absätze, besonders auf die Aerme machte, und in unreine Geschwüre ausarteten.

1787. Fleck und Scharlachfieber.

1788. Die berüchtigte Influenza so, wie sie im Jahre 1782. aller Orten herschte, aber mehr inflammatorisch. Heftig ergrif sie unsere Knappen, viele zu gleicher Zeit, und beynahe den größten Theil der Arbeiter. Furcht und Angst über den plötzlichen Zuwachs des Krankenstandes verschlimmerte das Uebel, aber ohne bösen Folgen.

1789. Rheumatische Entzündungsfieber.

1790. Wiederum Rheumatische Entzündungsfieber mit und ohne Friesel. Im Maymo-

nat entzündungsartige Wechselfieber, deren Paroxysmus im Blutspeyen bestand. Schon im März und April fiengen auch die Gallenkrankheiten an häufiger zu werden, die endlich im Juny in anhaltende Fieber mit rothen und weissen Friesel übergiengen, und in förmliche Faulfieber mit Petechien, unter die sich sehr oft weisser Friesel mischte, und die in einigen Gassen, mehr als in andern, bis über den Oktober hinausanhielten. Die Sterbezahl war gering, und die meisten Kranken rekonvaleszirten mit oedematosen Geschwulsten. Seit dem Oktober wurden wiederum inflammatorische Brustkrankheiten häufig, und finden sich die Blattern unter der Jugend ein, die bis nun noch gutartig sind.

Unter so mancherley, und vielen Krankheiten, die bloß einen, aber freylich wohl den größten Theil der Einwohner befallen, sollte man eine grössere Sterbezahl als wirklich ist, vermuthen. Die größte Sterbezahl war in diesem Jahre (1790) mit 1312, die kleinste 1786 mit 816; überhaupt sterben im Durchschnitte jährlich 1104; gebohren werden in der hiesigen, und allen hieher gehörigen Pfarren ehelige Kinder 1030 unehlige 19, zusammen 1049; folglich sterben dennoch 55 Personen mehr. Aber, unter der ganzen Sterbezahl befinden sich jährlich nur 177 k. k. Bergleute.

Die

Die Ursache dieser kleinen Sterbezahl gegen die ganze Todtensumme ist: die großmüthige Sorgfalt, mit welcher der k. k. Bergknappe wärend Krankheitsfällen verpfleget wird.

Sobald der Mann unpäßlich wird, und derowegen an seine Arbeit zu gehen unfähig ist, läßt er sich von dem Schichtenverzeichner ein Zeugniß geben, daß er in k. k. Arbeit stehe. Ueber dieses erhält er von einem der Bergchyrurgen, oder ihren Gehilfen einen Krankenzettel über die Krankheit, die nun an ihm ...et, den er an die Arbeitsvorsteher abgeben und (so lange er krank ist) alle vierzehn Tage erneuern muß. Dann kömmt er selbst, oder schickt jemand seiner Angehörigen zu mir, oder dem Hern Bergmedikus am Windschacht seine Krankhät zu melden, und um die Verschreibung einer Arzney zu bitten. Diese häusliche Ordination haben wir täglich in der Früh von acht bis zehn oder eilf Uhr: jeder in seinem Hause: in Gegenwart eines Bergchyrurgen, oder ihrer Gehilfen. Jeder Kranke wird in ein Protokoll aufgeschrieben, und die vorgeschriebene Arzney angemerkt. Der anwesende Chyrurg übernimmt jenige Kranken, welche seiner Hilfe nöthig haben, und merkt sich die zu besuchen auf, welche nicht persönlich erschienen sind, wegen liegen, oder zweifelhafte Umstände melden und gefährlich ...

Zu gleicher Zeit kömmt der Krankenübergeher zu melden, ob sich bey dem Krankenstande nichts neues seit dem vorigen Tage ereignet, oder was er ebenfalls bey demselben Berichtwürdiges gesehen habe, und hierauf werden die schon bekannte von den Chyrurgen und Krankenübergehern gemeldete gefährliche Kranke in ihren Häusern besucht.

Die Krankenübergeher sind bestellt, alle Kranken täglich zu besuchen, nachzusehen, ob sie sich auch wirklich zu Hause krank befinden, und die erhaltene Arzneyen geniessen. Indessen kann dieses nur zum Theil geschehen, weil der Krankenstand oft sehr groß ist. Der tägliche Krankenstand enthält immer eine Summe zwischen zwey und fünfhundert Personen, und im ganzen jährlich 6691 Kranke.

Zum Dienste der Kranken sind nebst mir noch bestimmt: Ein Arzt, der auf dem Windschacht wohnt, und fünf Wundärzte, die in die verschiedene Gassen vertheilt sind, und sich Gehilfen halten müssen.

Die Arzneyen erhalten die Kranken auf die Anordnung der Aerzte unentgeltlich. Die drey hiesigen bürgerlichen Apotheker besorgen alternative (in jedem Jahr ein anderer) die Lieferung der Medikamenten, und werden nächstens zu Wind-

schacht,

schacht, wo ein grosser Theil des k. k. Bergvolkes wohnt, zu dessen Bequemlichkeit ein gemeinschaftliches Depositorium errichten. Seit einem Jahre, werden die Arzneyen nach einer Ordinationsnorma verschrieben, die ich auf hohen Befehl verfertigen mußte, nach der sich sämmtliche Aerzte und Wundärzte des niederhungarischen Bergbezirkes, bey ihren Verschreibungen halten müssen, und für welche die einfachsten und wohlfeilsten Materialien gewählt wurden. Nach jedem Quartal muß der Apotheker die Rechnung schliessen, und die Originalrecepte, von mir vidimirt, an die Behörde einreichen. Das von Allerhöchsten Orten in Wien für die Prüfung sämmtlicher auf ärarial Rechnung gemachten Arzneylieferungen, angeordnete Buchhalterey Departement revidirt die gemachten Forderungen, ahndet vorgefundene Fehler, macht die accordirte Abzüge, und fält den Urtheilsspruch über die Bezahlung.

Die körperliche Beschaffenheit des hiesigen Knappen fordert kräftig wirkende Arzneyen, und deren starke Gaben. Drithalb Gran Brechweinstein, und 40 Gran Jalappenpulver mit einem Skrupel Salz, und 5 Gran Coloquintenpulver, entleeren nur schwach ihre Bäuche. Sie lieben versüßte Arzneyen, vorzüglich Latwergen, und hassen Pulver oder Dekokte, wenn sie sich solche nicht zu Hause selbst bereiten können, besonders aber

weigern sie sich eine und die nämliche Arzney, öfters zu wiederholen. Sie sind mit gelind wirkenden Mitteln unzufrieden, und fodern mit Ungestüm Arzneymittel nach ihrer Willkühr, oder dummen Eigendünkel. Sie nehmen oft an einem Tag ein Schweismittel, das sie in Wasser zu schmelzen droht, am andern Tag ein Vomitiv, das ihnen auch zehnmal den Magen umkehrt, am dritten ein Purgativ, das zwanzig Stuhlgänge macht.

Gleichwie aller dieser Unfug, heimlich ohne Vorwissen der Aerzten geschieht, so wird auch ohne Maß und Ziel Blut abgezapft, womit der Bergmann gar schädlichen Mißbrauch treibt. Der Ordnung gemäß soll keine Ader wegen innerlichen Gebrechen, ohne einem Zettel eines oder des andern Arztes geöfnet werden, aber der Eigensinnige weiß sich solche zu erschleichen, oder für ein Paar Groschen von fremden Wundärzten seinem Willen zu frohnen. Weil er alle Krankheiten, auch die des beleidigten Magens, vom Blute herleitet, so sind ihm öftere Aderlässe im Jahre nicht hinlänglich. Er läßt sich in einem benachbarten Gesundheitsbade, mit zwanzig, dreyßig und mehr blutigen, auf alle auch die geheimsten Theile aufgesetzten Köpfen schröpfen, und vereitelt so die gute Wirkungen, welche er ausserdem von den heilsamen Quellen haben könnte.

Solche

Solche Wasserquellen haben wir in der Nähe zwey. Eine bey dem Dorfe Vihina, das man Eisenbad nennt, und dritthalb Stunden weit entfernt liegt; die andere in dem Dorfe Skleno, — das durch den merkwürdigen metallurgischen Kongreß, wegen den von Bornischen Amalgamationsarbeiten berühmt ist — welche anderthalb Stunden weit von hier weg quillt, und das Glashüttenbad genennet wird. Ueber jene sorgt der hiesige Stadtmagistrat, über diese die k. k. Bergkammer. Beyde werden auch von Fremden häufig besucht, und quellen warm. Erstere enthält mehr Eisentheile und stärkt vortreflich, die andere löset wohlthätig auf, und reiniget herrlich.

Die unentgeltliche Hülfe des Arztes und Wundarztes hat hier jeder Bergknappe, den unentgeltlichen Arzneygenuß aber nur der kaiserliche, denn selten entschließt sich eine Gewerkschaft *) die Arzneyen für ihre Arbeitsleute zu zahlen. Die Zahl der kaiserlichen Bergknappen, verhält sich zu den gewerkschaftlichen wie 5521 zu 3024. und alle jene haben den ohnentgeltlichen Arzneygenuß so lange, bis sie, als ganz unheilbar er-

*) Gewerke, wird derjenige genennt, welcher bey dem Bau einer Bergarube Antheil hat, und mehrere oder alle Theilnehmer zusammen heissen Gewerkschaft, die dann ihre eigene Arbeitleute hält.

erkannt sind, und von der Arbeit entlassen, oder mit einem Gnadengehalt begabt sind.

Der hiesige Knappe erreicht ein ziemliches Alter. Wir haben viele die siebenzig und wohl mehrere Lebensjahre zählen, sobald aber ein k. k. Bergmann nicht mehr arbeiten kann, erhält er im Verhältniß der verfloßenen Arbeitsjahre eine Pension. Auch einige Gewerkschaften üben dieses Werk der Barmherzigkeit aus; Jeder Knappe erhält aber, wenn er arbeitsunfähig ist, einen Beytrag aus der Bruderlade, zum Lebensunterhalt.

Die **Bruderlade** ist die Kasse der Bergknappen, dazu jeder bey dem Empfange seines vierzehntäglichen Lohnes, von jedem Gulden der Einnahme einen bestimmten Beytrag abgeben muß.

Von dieser Kasse werden die Brodfrüchten für den Getraidboden des Bergvolkes angekauft, und erhält jeder Knappe in grossen Nothfällen ein kleines Darlehn, und während langwierigen Krankheiten einige Aushilfe zu dem Krankengeld, welches den k. k. Bergmann, und auch dem gewerkschaftlichen gegeben wird. Von eben dieser Kasse bekommen auch die Weiber der Knappen nach des Mannes Tode, ein Geschenk auf dessen Begräbniß, und dann einen Wittwengehalt, dem noch kaiser-

licher

licher Seits (auch von Seite einiger Gewerkschaften) eine Zulage beygefügt wird.

Aus allen dem Erzählten erhellet wohl, daß das hiesige Bergvolk, besonders das k. k. in ärztlicher Rücksicht — so viel es ohne Spital seyn kann — sorgfältig verpflegt werde.

Das k. k. **Berggericht** *) ist thätig beflissen für das beste des Bergmannes zu wachen, und das k. k. **Oberstkammergrafenamt** **) sorgt wohlthätig dafür, den Bergknappen gesund zu erhalten, und sicher heilen zu lassen. Daher zum Theil muß ich von Zeit zu Zeit über den Krankenstand der k. k. Bergknappen Berichte geben, die ich aus meinen Beobachtungen und den Krankenraporten, welche mir sämmtliche k. k. Bergchyrurgen aus gedruckten Tabellen täglich geben, verfertigen.

Aber auch der Stadtmagistrat, läßt sich in Rücksicht der öffentlichen Gesundheit, das Wohl der Einwohner angelegen seyn, welches aus mancher Anzei-

*) Die ordentliche Gerichtsbarkeit für das Bergvolk und den Bergbau.

**) Die obere Behörde über das ganze Bergwesen in den sieben freyen königl. niederhungarischen Bergstädten.

Anzeige, von jeher die Sorge der hiesigen Stadtobern, gewesen zu seyn scheinet; denn in einem alten Protokoll fand ich, daß man schon im Jahr 1565 einen gewissen Doktor **Kurtius** als Stadtphysikus von Kaschau hieher berufen und erhalten habe. Auch itzt noch, hat diese berühmte Stadt einen eigenen Arzt, nämlich; den Herrn Doktor **Sperlich**, einen Mann mit vielen Talenten, dem ich selbst so, wie dem Wundarzt und Geburtshelfer, Herrn **Szulowini** mein Leben verdanke. Nebst diesem letztern geschickten Mann, ist auch noch ein Wundarzt hier, die beyde (ohne Besoldung) in öffentlichen Angelegenheiten für ihr Fach, von der Stadt benutzt werden. Noch ein dritter Wundarzt ist hier der Stadt nützlich, der aber eigentlich unter die fünf k. k. Bergchyrurgen gehört, und dieser ist der thätige ehrwürdige Greis, Herr **Failhauer**, ein Mann, der schon vierzig Jahre hindurch mit Beyfall und öffentlichen Vertrauen, ordentlicher k. k. Bergkammer-Wundarzt, und ein wahrer Vater des armen Bergmannes und aller Dürftigen ist. Noch ein Name verdient unter den hiesigen Gesundheitspriestern bemerkt zu werden, von einem Manne nähmlich, der durch 32 Jahre mein Vorfahrer im Dienste war, ganz eigene Verdienste hat, seit sieben Jahren den wohlverdienten Gnadengehalt genießt, bey seinem hohen Alter noch immer thätig ist, öffentliches Ansehen hat, es verdient, und **Melchiori** heißt.

Daß

Daß drey öffentliche Apotheken, hier zur Sicherheit der Kranken sind, habe ich oben schon erwähnt, aber es verdient angemerkt zu werden, daß sie im besten Zustande sich befinden, und ihren würdigen Eigenthümern, Ehre machen. Auch geprüfte Hebammen bezahlt die Stadt einige, und die k. k. Bergkammer zwey.

Ausser dieser Sorgfalt für die Weiber und Kinder, hat dieser ärmere, folglich größte Theil des Volkes keine Hilfe während seinen Krankheiten. Arzneyen zu zahlen sind sie unvermögend, sie überlassen sich also Pfuschers-Händen, oder quacksalbernden Hydern, deren auch diese Gegend (so wie jeder Fleck auf der Erdkugel) eine Menge hat, und siechen und sterben unbemerkt.

Diese Klasse von Einwohnern macht die größte Sterbezahl aus, und scheint die Ursache zu seyn, daß hier mehrere Menschen sterben, als gebohren werden. Für die ärmste Bürgerklasse zahlt wohl auch die Stadtobrigkeit Arzneyen, aber die Zahl der Dürftigen ist zu groß, um alle unterstützen zu können. Auch die Hülfe, die von dem seit fünf Jahren hier bestehenden Armen-Institut der Armuth zufließt, ist nicht hinreichend; daher würde es eine unsterblich wohlthätige Unternehmung seyn, wenn die hiesige Stadt, welche unter die reichsten von Hungarn gehört, ein hieher passendes Ar-

beitshaus und ein Krankenhaus, vorzüglich für Weiber und Kinder errichtete.

Die Menge von Wittwen und Waisen, von Weibern, deren Männer nicht hinlängliche Nahrung erwerben können, von Kindern die verwahrloset werden, fordert ein Arbeitshaus. Schon lange muß man dieses eingesehen haben, denn das k. k. Berggericht läßt hier schon seit mehreren Jahren, von allen Dürftigen (welche sich darum melden) Baumwolle spinnen; aber da dazu kein Haus gewidmet ist, und die Hauswirthe ihren Innleuten, wegen mancherley Ursachen, in ihren Zimmern selten diese Arbeit verrichten lassen, so melden sich nur wenige um diesen Erwerbezweig. Viele von den Bergweibern wandern lieber auf die Dörfer, und handeln mit verschiedenen Kleinigkeiten, um sich einigen Zufluß für ihr Hauswesen zu verschaffen, wodurch aber nicht selten Diebstähle veranlaßt, und fremde Sitten, Laster und Krankheiten, geholt werden.

Noch nothwendiger wäre ein Krankenhaus Alte Urkunden erweisen es, daß schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Spital (freylichwohl nach damaliger Sitte) hier, und reich gestiftet war; aber das dermalen noch anwesende, ist ein öffentliches Unding. Der Wohnort der Kranken und Preßhaften ist neben und ober dem

Thore

Thore der Hauptstrasse gebauet, finster wie ein Kerker, schmutzig wie ein Stall, nicht hinlänglich vor Kälte, Regen und Schnee gesichert, und die Kranken liegen ohne Ruhe, ohne Wartung. Das ganze dient daher nur für die Aufnahme des allerelendesten Gesindels, und von den Spitalgeldern, wird den armen in der Stadt Unterstützung gegeben. — Von der einsichtsvollen Thätigkeit für das Beste der hiesigen Einwohner geleitet, werden aber gewiß noch die preiswürdigen Obern dieser Stadt, ein ordentliches Krankenhaus bauen für die ärmere Bürgerklasse, und für die Weiber und Kinder, aller hiesigen Armen. Unsterblich würre eine solche Unternehmung seyn, und diese berühmte Stadt noch merkwürdiger machen.

Merkwürdig ist diese Stadt, wie ich schon oben gesagt habe, und sie wird merkwürdig bleiben, so lange diese Gegend ihre gold - und silberreichen Adern hat, der Botaniker, der Ornitolog, der Entomolog und der Mineralog, ein so weites Feld, wie dermalen, für seine Beobachtungen findet. In den wichtigen Schriften eines von Born, von Jaquin, Ferber, Scopoli u. m. a. sind viele der Naturseltenheiten, mit welchen unsere Gegend pranget, aufgezeichnet, und immer noch werden sie von häufig hieher reisenden Fremden, aufgesucht und bewundert.

Auch mir waren diese Seltenheiten während meinem siebenjährigen hiesigen Aufenthalte angenehm, und versüßten die wenigen Ruhepunkte, welche mir mein Dienst erlaubt, der in der Heilung der kranken Knappen, und des auf denen zu der k. k. Bergkammer gehörigen Dorfschaften wohnenden Landmannes, und in der Oberaufsicht über das Medicinalwesen in den sieben niederhungarischen Bergstädten, besteht. Das Merkwürdige in Rücksicht des Arztes in den andern sechs Bergstädten, stimmt mit einigen Abänderungen vieles mit der hiesigen Lage und den Sitten überein, nur ist der Bergbau nicht so ausgebreitet und das Bergvolk nicht so zahlreich, folglich seine Krankheiten nicht so häufig und ihre Heilung nicht so mühsam, nicht so kostspielig; dennoch sind überall brave Wundärzte angestellt, und in den Bergstädten Neusohl und Kremnitz glänzen vortrefliche Aerzte, die ebenfalls viele Beobachtungen zu machen, Gelegenheit haben.

Meine wichtigern Beobachtungen gedenke ich in der folgenden Schrift, und in ein Paar für eine andere Zeit bestimmten Bänden bekannt zu machen; wenigstens als eine Einleitung dazu, schien mir diese Topographie — nützlich.

II.

II.

Beschreibung
einer Krankheit,
die bey dem
kaiserl. königl. Bergvolke
in
Schemnitz
sehr häufig vorkömmt.

Dem

Wohlgebohrnen Herrn

D. Wenzel

Trnka von Krzowitz,

des heil. römischen Reichs Ritter und königl. öffentlichen Lehrer der medizinischen Praxis auf der Universität in Pest

Mit

Dankbarkeit, für die thätigsten Beweise seiner zwölfjährigen wahren Freundschaft, zugeschrieben.

ἡ δε νόσος καλεπὴ λιὴν εςι ϗ χρονίη
. . . ϗ δεέται μελετης πολλῆς

'ΙΠΠΟΚΡΑΤΕΣ.

Fünfzehn Jahre sind es ungefähr — der gemeinmeinen Sage nach — daß die k. k. Bergknappen der berühmten niederhungarischen Bergstadt Schemnitz, sehr häufig mit einer Krankheit geplagt sind, welche kein Alter verschont vom achten bis zum sechzigsten Jahre, unvermerkt anfängt, heimlich fortwüthet, den Keim immerwährender Unpäßlichkeit in die Körper der stärksten Knappen und ihrer Enkel legt, und an der ich seit sieben Jahren eintausend, ein hundert, neun und zwanzig Arbeiter siechen sah.

Die eigentliche Entstehungsart dieser Krankheit, und ihre Geschichte von den erstern Jahren ist mir eben so unbekannt, als die Nachrichten, welche ich darüber einholte zwecklos, und unbefriedigend sind. Erst seit sieben Jahren, durch wel-

che ich hier zu dienen die Ehre habe, konnte ich diese Krankheit beobachten, die mir in Rücksicht ihrer Hartnäckigkeit und Verbreitung allerdings ein neues Phänomen war, weil ich etwas Aehnliches weder in den siebenbürgischen, noch in den banatischen Bergorten — die ich vormals als Bergarzt unter meiner Aufsicht hatte — beobachtete. Das Resultat meiner hierländigen Beobachtungen über diesen Gegenstand, ist aber folgendes:

Die Kranken klagen gleich am Anfange der Krankheit einen ausserordentlich heftigen Schmerz in den Schenkeln, den Lenden, und dem Rückgrade, der ihnen so scheint, als ob die Beine horizontal durchschnitten würden. Im Kopfe fühlen sie einen Schwindel, ein unangenehmes Saussen, ein Klopfen, und einen Schmerz, als ob mit einem Hammer an die Hirnschale geklopft würde, welche Empfindung sich bey den meisten vermehrt, wenn sie auf der linken Seite liegen. Sie werden traurig, und finden sich zu aller Arbeit träg. Bald nachher athmen sie schwer mit einem Gefühle von Bangigkeit, sind unvermögend bergan zu steigen, fühlen das Herz geschwinder als gewöhnlich klopfen, welches stuffenweis so zunimmt, daß man auch in einer weiten Entfernung den Brustwamms steigen und fallen sieht, und an der Seite des Halses schlagen die Halsadern schnell mit grösserer, oder minderer Hef-

tigkeit. Die bisher natürliche Gesichtsfarbe ändert sich nun, die Röthe verschwindet, daß man auch auf der innern Haut der Augenlieder, der Lippen, ja sogar des Gaumes nicht eine Spur davon wahrnimmt; ihr Colorit wird einfärbig bleich, grüngelblich, späterhin bleyfärbig; die fleischigen Theile werden teigartig, und zuletzt, dunsen sie am ganzen Körper auf.

Ich beobachte bey dieser Krankheit drey Zeitpunkte. — Im ersten den Schmerz in den Schenkeln, den Lenden, nnd dem Rückgrade; Trägheit zur Arbeit und Schwermuth. -- Im zweyten das sehr beschwerliche Kopfweh, schweres Athmen, Unvermögenheit bergan zu steigen, Herzklopfen, und ein chlorotisches Gesicht. — Im dritten, das Schlagen der Halsadern, Nachlassung aller festen Theile, bleyfärbiges Aussehen, und Aufgedunsenheit.

Die Eßlust ist durch alle Zeitpunkte sehr gut. Ausserdem, daß die Kranken im ersten, oft auch im zweyten Zeitpunkte einen unwiderstehlichen Eckel vor dem trockenen Brode spüren, sind sie sehr gefrässig, jedoch artet ihr Appetit nie in Vorazität, noch vielweniger in Malaziam aus, und der Durst ist immer sehr mässig, obgleich ihn geistiges Getränke, nach Landessitte, stillen muß.

Die Kranken sind fast alle Dickbäuchler und gemeiniglich verstopft, daher die Stuhlgänge selten, hart; bey vielen werden die Stuhlgänge mit einer dicken, öhligfetten Haut überzogen, und bey dem Gebrauche der Stahllatwerge sind diese meistens schwarz — Der Harn ist gewöhnlich der Quantität des genossenen Getränkes gleichförmig, nur ist er blaß, oft trüb, und übelriechend. — Die Pulsschläge sind matt, klein, langsam; das Blut schien immer sehr aufgelöst, war eiterich, und wenig roth.

Die Haut der Kranken ist glänzend trocken, die unmerkliche Ausdünstung scheint ganz aufzuhören, und es ist wirklich sonderbar, daß während dieser Krankheit die meisten Kranken jünger aussehen, als sie sind, und ihre Augen sind dadurch sehr sonderbar, daß sie hell sind, und doch viele Traurigkeit verrathen.

So schrecklich diese Krankheit am Ende ist, so leicht und so wenig fürchterlich scheint sie am Anfange; daher sucht der an alle Gefahren des Lebens gewohnte Bergmann sorgenlos im ersten, oft auch im zweyten Zeitpunkte selten Hülfe, die er aber im dritten, erst nach langem und standhaftem Arzneygenuß kümmerlich findet.

Diese Krankheit nimmt oft die Aussenseite einer andern an, quält also den Arzt so lange, bis er den Trug merkt; sie macht nicht selten einen Uebergang in den Bergdampf (asthma montanum) und endet zuweilen mit der Bergsucht (Phthisis montana) gewöhnlich aber, mit der Wassersucht.

Seit diesen sieben Jahren starben vier und neunzig Personen, welche an dieser Krankheit siechten, aber wegen den Vorurtheilen des Volkes, konnten nur zehn Leichname geöfnet werden.

Bey einem Schachtmanne, der lange an dieser Krankheit siechte, während derselben heurathtete, und zween Täge hernach starb, waren alle Eingeweide gesund, nur das Milz war widernatürlich aufgetrieben und brandig. An der Luftröhre und in der rechten Lunge, waren verschiedene käsige Gewächse, davon das größte gegen ein Loth wog.

Bey einem andern, traf man ebenfals bey der natürlichen Gestalt aller Eingeweiden zwey fremde klebrige Körper an, welche so aussahen, wie ein Gemische von Butter und feinem Sande aussehen mag, und bräunlich waren, davon das größte einer kleinen Nusse glich, und eines in der linken Herzkammer, das andere aber in dem Luftröhrenaste der linken Lunge, fest saß. Bey

beyden wurde eine mehr als gewöhnliche Menge Wasser in dem Herzbeutel gefunden, welches ich auch noch bey vier andern fand, und das man ebenfals bey einigen beobachtet haben will, die vor meiner Hieherkunft geöfnet wurden.

Auch bey einem Zweyten, dessen Krankheit sich mit einer allgemeinen Wassersucht endete, wurde in der linken Herzkammer ein halb Zoll langes, an einer Säule anklebendes bräunliches Gewächse gefunden, das jenem bey der vorhin angeführten Oefnung ähnlich war.

Ein dreßigjähriger Hauer von schönem Körperwuchs und guter Aufführung, war durch zwey Jahre im zweyten Grade cachektisch. Plötzlich bekam er in der Grube Zuckungen, und verblich schnell. Bey der Oefnung fand man an der Oberfläche des Körpers mehrere Stellen mit Blute unterloffen, auch hin und wieder blutige Ritze, welches beydes vermuthlich von dem Falle, als der Mann gäh niederstürzte, herrührte. An der linken Rippengegend waren einige gelbbraune Flecken, die den sogenannten Leberflecken ähnlich sahen. Der Herzbeutel war stark aufgeschwollen von ungefähr acht Unzen, theils gestockten, theils flüssigen Blute, das sich in dieser Höhle sammelte, und aus einem sichtbaren Risse der Aorta her-

kam, der innerhalb des Herzbeutels in jener Gegend geschah, wo sich die Aorta in den Bogen zu neigen anfängt; die untere Lippe der Wunde war knorplich. Das Herz war mit vielem Fette umgeben, und hatte in der rechten Kammer zwey, einen Zoll lange fleischige Gewächse von irregulärer Figur, die mit den Säulen der Herzkammer nur schwach vereiniget waren, und die linke Vorkammer war etwas mehr, als gewöhnlich ausgedehnt. Die Lungenschlagader war in der Gegend, wo sie sich in die rechte und linke theilet fast knöchern, und konnte mit dem schärfsten Scalpel nicht durchschnitten werden, auch ihre beyden Aeste waren an mancher Stelle knorplich. Die Leber traf man in einer ausserordentlichen Grösse an, und ihre Substanz mehr als gewöhnlich körnig. Das Milz war sehr klein, zusammengezogen. Die Gekrösedrüsen, besonders jene der dritten Reihe waren stark angeschoppt, aber noch nicht verhärtet.

In dem Leichname eines Arbeiters, der, nachdem er ein Wechselfieber durch neun Monate vernachlässiget hatte ohne ärztliche Hülfe zu suchen, cachektisch wurde, und ohne Arzneyen starb, fand man, nachdem die allgemeine Bedeckungen abgelöset waren, das Fett sehr fest, gelb, die Fasern des Fleisches und der Eingeweide aber schlapp.

Die Lunge hatte auf der Oberfläche mehrere schwarze Flecken, auf der untern Fläche war sie bleich; ihr linker Flügel war unten gefault, beyde aber schwimmten im Wasser, nnd aus ihnen floß nach einigen Einschnitten eine stinkende Jauche. Das Herz war bleich, schlapp; die Leber groß, jauchig; das Milz hart, von einer besondern Grösse, und in den Gekrösdräsen, fand man kleine harte Knoten.

Unter den übrigen Leichenöfnungen zeichnete sich ausser zweyen, die ich weiter unten beschreiben werde, keine besonders aus. Bey einer von ihnen zeigte sich die innere Substanz der Lunge an manchem Orte gefault. Bey dieser und einer andern Oefnung, bey welcher ebenfals der Herzbeutel Wasser enthielt, war zugleich eine beträchtliche Wassermenge in der Brusthöhle.

Ich glaube nicht, daß sich aus den beschriebenen Leichenöfnungen ein genauer Schluß auf die Natur der Krankheit folgern läßt; Aber merkwürdig sind sie doch gewiß, eben so sehr, wie ein Bube aus dem Waschwerke war, welcher durch zwey Jahre die obenbeschriebene Krankheit hatte, und ohne gehörig Arzney gebraucht zu haben, starb.

Von der Herzgrube aus, liefen drey Blutaderäste, welche mehr als gewöhnlich blau und aufgeschwollen waren. Der mittlere Ast stieg grade bis an den Nabel herab, der rechte verlohr sich auf der Hälfte des Bauches, der linke aber lief schlangenförmig über die Oberbauchgegend, den äusseren Quermuskel, gegen die Unterbauchgegend, und verlohr sich unter dem Darmbeine, in den Schenkel ebenderselben Seite. Der Knabe klagte über unausstehliche Aengstigkeiten, ein schmerzhaftes Spannen des Bauches, und Uebelheiten, die bis zu Ohnmachten anwuchsen. Im ganzen, schienen die Zufälle der beschriebenen Krankheit die Oberhand zu haben. Ich betrachtete die merkwürdige Bauchzeichnung als ein besonderes Spiel der Natur, und verschrieb dem Junge das, was ich in jener Krankheit zu verschreiben pflege, nachdem ich vorher, durch einige Tage gelind abführende Mittel gegeben hatte. Nach einigen Wochen fühlte der Kranke das Herzklopfen, und die gewöhnliche Schmerzen an den Füssen gelindert; die Erhabenheit der fremden Adern war geringer, und der spannende Schmerz vermindert. Er glaubte sich nahe an der Gesundheit, und unterließ daher einen weitern Gebrauch der Arzneyen, starb aber nach einem Vierteljahre, ohne daß ich von seiner letzten Krankheit etwas wußte, ich hatte also keine Gelegenheit, die Leiche dieses merkwürdigen Kranken zu öfnen.

Aller-

Allerdings ist die beschriebene Krankheit keine ganz neue Erscheinung für die Bergknappen. Aber! in Rücksicht der Modifikazionen von Zufällen, in Rücksicht ihrer starken Verbreitung und Allgemeinheit, beobachtete ich weder im Siebenbürger, noch in dem Temescher-Banate je etwas ähnliches. Auch in einem Theile der oberhungarischen Bergwerken — die ich zu bereisen Gelegenheit hatte — traf ich dieses nicht an. Selbst in den hier benachbarten Bergstädten sieht man diese Krankheit nicht; und kein Bergarzt, weder Agricola, Henkel, und Schefler, noch Lentin, Ramazzini, und sein vortreflicher deutschen Comentator machen eine Erwähnung davon, daß sie irgendwo in einem Bergorte, so äusserst zahlreich sey. Sie ist also für Schemnitz ein endemisches Uebel, und wenigstens ihrer besondern Erscheinungen und schrecklichen Frequenz wegen neu, ungeachtet sie ihrer Natur nach, schon Boerhave herrlich beschrieben hat.

Das, was dieser grosse Mann im 1170ten Paragraph seiner Aphorismen von der Cacherie schreibt, stimmt wenigstens in der Hauptsache mit dem übereins, was ich von den Zufällen meiner Kranken anführte, und diese Aehnlichkeit, nebst der hier so starken Verbreitung, bewog mich jene Krankheit Bergcacherie zu nennen, obwohl man sie mit allem Rechte, die Bleichsucht der Männer,

oder

oder wenigstens die endemische Krankheit von Schemnitz benamsen könnte, gleichwie sie wirklich das gemeine Volk die Siglisberger-Krankheit nennet, weil man sie auf dem Dorfe Siglisberg nahe bey Schemnitz, wo ebenfals eine Grube ist, und viele Bergleute wohnen, am ersten beobachtet haben will. Wirklich zählte diese Grube anfänglich die meisten Cachektiker; es ist sogar in derselben in einer sechs und achzig klaftrigen Teufe auf dem sechsten Laufe ein Ort, auf welchem die Arbeiter nach ein Paar Wochen schon bleichsüchtig und kränklich werden; aber nun zählt doch der Sigismundischacht die Meisten, und auch in den Gruben des Wind-Maximiliani- und Christina, Schachtes, und auf dem Klinger und Pacherstoln hat sich diese Krankheit schon, unglaublich stark verbreitet.

Der um die medizinische Literatur verdienstvolle Ackermann sagt: „es ist kein Wunder, daß sich die cachektische Krankheiten bey Arbeitern in Bergwerken sehr häufig darstellen, da alle Umstände, unter denen ein Arbeiter in Bergwerken arbeitet, die er größtentheils nicht vermeiden kann, und alle mit seiner Arbeit verbundene übrige ungünstige Einflüsse, sich so zu sagen darauf einschränken, daß sie der Erzeugung von Krankheiten dieser Art, vorzüglich günstig sind.“

Warum aber die von mir beobachtete Cachexie nur in Schemnitz, und zwar nur erst seit fünfzehn Jahren so häufig ist? — wenn es doch richtig ist, daß sie nicht schon früher hier zu Hause war — Warum sie nur die Bergarbeiter bey den k. k. Gruben, und da wiederum nur die eigentlichen Grubenarbeiter befällt? dieß muß doch wahrhaftig eine eigene, und zwar eine Lokal-Ursache haben!

Die gewöhnlichen Ursachen kachektischer Krankheiten sind gewöhnlich:

1. Schlechte, harte, schwer zu verdauende Speisen. — Und hier besteht die ganze, oder wenigstens gewöhnlichste Nahrung des Hauers aus Hülsenfrüchten, Käse, und geräuchertem Fleische. Alles, was der Hauer genießt, muß in Fette schwimmen, und die tägliche Erfrischung ist, Speck.

Wahr ist es, daß auch die schädlichsten Speisen durch die Gewohnheit weniger schädlich werden; aber wenn diese von schwachen, kraftlosen Körpern, wie viele unserer Knappen sind, genossen werden; wenn der arme Mann, bey der ungesundesten Arbeit keine andere Nahrung hat, dann müssen seine Säfte cacochymisch, und er cachektisch werden; Wenn auch während einer sol-

chen

chen Krankheit alle die in gesunden Tagen gewöhn- liche Speisen genossen werden, und er oft auch wegen deren Mangel, oder einem in Krankheits- fällen sehr dürftigem Lohne, noch mit schlechteren sich begnügen muß, dann ist es nur zu gewiß, was der unsterbliche van Swieten sagt: „daß man unter solchen Rücksichten nichts bey cachecti- schen Krankheiten ausrichten könne" welches hier leider kein seltener Fall ist.

2, Geistige Getränke. — Und nirgends ist deren Mißbrauch vielleicht so allgemein, als hier. Nebst dem Brandwein trinkt der hiesige Bergmann täglich übermässig Wein, den er nicht nach seiner Güte, sondern nur nach der Menge beurtheilt, und der Hang zum Saufen ist unter diesem Volke schrecklich arg. Daher sieht unsere Cacherie jener der Säuflinge so ähnlich, und daher ist es auch wahrscheinlich, daß in den Körpern unserer Knappen ein saurer Stoff ihre Säfte ver- dirbt, und ihr Geblüt für Generationen cacochy- misch macht.

3. Häufige Ausleerungen der na- türlichen Feuchtigkeit. — Und der hiesige Bergmann hat es sich schon zur Gewohnheit ge- macht, oft im Jahre Purgier- und Brechmittel zu nehmen, die ihm um desto willkommener sind, je heftiger sie wirken. Es ist bey ihm ein unab-

änderliches Gesetz, sich jährlich wenigstens zweymal eine Ader öfnen, und einmal in einem benachbarten Gesundheitsbade schröpfen zu lassen, bey welcher Operation, wenigstens zwanzig bis dreyßig blutige Schröpfköpfe aufgesetzet werden müssen; auch ist es ein seltenes Beyspiel, wenn ein Knappe bis über das zwanzigste Jahr unverheurathet bleibt, und das durch Müssigang genährte wollüstige Temperament der Bergweiber sorgt dafür, daß auch diese Art der Ausleerung, häufig erfolge.

4. **Vernachlässigung bey hitzigen, vorzüglich aber bey Brustkrankheiten.** — Und hier läßt sich selten bey Krankheitsfällen der kranke Arbeiter ganz ausheihlen. Entweder zwingt ihn die Armuth noch bey der Gegenwart seiner Krankheit, oder gleich nach erfolgter Genesung, ohne die Kräften hinlänglich erholt zu haben, zur Fortsetzung der schädlichen Bergarbeit, oder er weigert sich aus Vorurtheil oder Dummheit vor aller vernünftigen Hülfe. Verschreiben läßt er sich wohl Arztneyen, auch diese aus der Apotheke bringen, selten genießt er sie aber ordentlich oder hinlänglich, selten wiederholt er sie, und beynahe nie, verhält er sich dabey gehörig.

5. **Angebohrne Kränklichkeit.** — Und hier, wo der Knappe gewöhnlich von Eltern gezeugt wird, die gleich mehreren ihrer Ahnen un-

ter

ter dem Joche entkräftender Arbeiten, und auf der Bahne diätetischer Ausschweifungen saftlos geworden sind, hier findet die Vermuthung wohl statt, daß die körperliche Stärke unserer Knappen ausgeartet, und eine sehr unfähige Werkstadt für gesunde Säfte seyn müsse.

Nebst diesen allgemeinen, schon allein zureichenden Ursachen zur Cacherie ist der Grubenarbeiter überhaupt noch vielen andern ausgesetzt, und zwar:

6. Allen den verschiedenen Modifikationen und schnellen Abwechslungen **der Luft**, in und ausserhalb den Gruben, nebst der Feuchtigkeit und Nässe in denenselben, welche Einflüsse die körperlichen Theile, die sie berühren, bald schlapp und zur nöthigen Ausdünstung unfähig, und die ganze menschliche Maschine skorbutisch, und dieß um so leichter machen, da zu diesen Verwüstungen der Grund schon in den elenden Häusern gelegt wird, welche die Bergleute bewohnen, die meistens auf den abhangenden Theilen der Berge liegen, und daher sehr feucht sind.

7. **Dem Staube**, welcher sich während der Arbeit von dem Gesteine loslöst, in den Stollen und Schachten sich verbreitet, und indem er durch die Oefnungen des Leibes eindringt, in des-

selben Theilen den Grund zu den unauflöslichsten Verstopfungen legt.

8. **Den mancherley widernatürlichen Lagen des Körpers**, welche der Arbeiter täglich durch mehrere Stunden anhaltend nehmen muß, durch welche die edelsten Theile gedrückt, die nöthige Ausleerungen gehindert, und die Säfte auf einem Orte zu stark angehäuft werden. Endlich schadet:

9. **Die zu frühe Anstrengung zur Arbeit**: denn der Grubenarbeiter wird gemeiniglich schon von seinem achten Jahre an, bey den Bergarbeiten angehalten, und bereitet also schon sehr frühzeitig seinen Körper zur Kränklichkeit.

Noch mehr Ursachen anzuführen, welche den Bergmann bey seiner Arbeit krank machen können, dürfte für itzt überflüssig seyn. Vielleicht ergibt sich noch einmal eine andere Gelegenheit hiezu. Gegenwärtig aber glaube ich schon genug Ursachen angezeigt zu haben, welche die beschriebene Cacherie, und wenn es möglich wäre, eine noch ärgere Krankheit hervorzubringen fähig sind. — Da aber alle Bergleute der ganzen Welt den letzteren Ursachen ausgesetzt sind, jedoch so viel aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten erhellet, diese Krankheit nirgends so häufig herrscht, als hier, da

denen

den ersteren Ursachen zum Theil auch die Weiber der Knappen blosgestellt sind, diese jedoch eben so wenig, als die hiesige gewerkschaftliche Hauer derselben unterliegen, so dürfte die Vermuthung nicht unbillig seyn, daß eine Lokalursache in den k. k. Gruben fürwalten müsse.

Vorzüglich um diese aufzufinden, hielt ich mit drey hiesigen Aerzten — darunter auch mein Vorfahrer im Dienste war, der zwey und dreyßig Jahr hier diente — eine Berathschlagung. Die Herren waren mit meiner Behandlungsart der Cachektiker zufrieden; Ueber die eigentliche erweckende Ursache unserer endemischen Krankheit, blieben sie mit mir zweifelhaft. Ich vermuthete lange, daß die wahrscheinlichste erweckende Ursache vielleicht in den Grubenwässern liegen dürfte, welche hin und wider in den Gruben vorfindig sind, und von welchen die Grubenarbeiter nicht selten, gesetzwidrig trinken. Man gebraucht hier zwar, weil man oft geschehenen Uebeln vorbeugen will, die Vorsicht, den Arbeitern während ihren Schichten, gutes Wasser vom Tage durch eigends hiezu bestimmte Buben, zutragen zu lassen; aber trotz dieser menschenfreundlichen Sorgfalt trinken doch viele, vielleicht bloß darum, weil es verboten ist, oder wenn sie die Ankunft des Wasserträgers nicht erwarten können, von den Grubenwässern. Schon einige sah ich nur aus dieser Ursache er-

kranken, und ein paarmal bekam ich Arbeiter an der Cacherie zu heilen, die gleich, nachdem sie von einem solchen Wasser getrunken hatten, zu siechen anfiengen.

Des ältern Plinius Ausspruch „die Wässer nehmen die Bestandtheile der Erde, durch welche sie fliessen, an;" vermehrte meine Vermuthung, und da die meisten unserer Erze bleyisch sind, so befürchtete ich beynahe, das Bley möge keinen kleinen Antheil an der körperlichen Verwüstung unserer Bergknappen haben, obwohl mir von ihnen noch keiner mit der Bleykolik aufstieß. Ich untersuchte daher von vier und dreyßig Grubenwässern jedes mit vier und zwanzig der besten gegenwirkenden chymischen Mitteln. Drey und zwanzig von ihnen schienen zu enthalten, erdige Theile, Kalch, Schwefel und Vitriolsäure; drey; wenige erdige Theile, Kalch, Luft und Vitriolsäure; zwey, wenige erdige Theile, Kalch, Schwefel und Luftsäure; eines: wenige erdige Theile, Kalch und Luftsäure; ein zweytes: wenige erdige Theile, Kalch, Luftsäure und vielleicht Salzsäure; ein drittes: Luftsäure, Kalch, und Vitriol. Drey von allen waren beynahe auf alle Reagenzen unfühlbar, folglich sehr rein; und fünf liessen schnell von sich selbst vielen Bodensatz fallen, waren daher die unreinsten. Ich hoffe die Gelegenheit alle diese Wässer auch noch einmal

durch

durch die grösseren Wasserversuche mit der Destillation und dem Abrauchen, zur genauen Bestimmung ihres Werthes prüfen zu können; aber schon zweifle ich, in ihnen die Ursache unserer Cachexie aufzufinden, wenigstens verriethen die gegenwirkende Mittel nicht nur kein Bley, sondern auch kein anderes Metall, und die Bestandtheile, welche die Probe mit Reagenzen entdeckte, sind sehr wenig von jenen unserer hiesigen Trinkwässern überhaupt verschieden. Alles, was sowohl die mir angezeigten trinkbaren Grubenwässer, und auch diejenigen, welche vom Tage zugetragen werden, schaden können, schränkt sich vielleicht bloß darauf ein, daß die Grubenleute das Wasser gäh trinken, wenn sie von der Arbeit stark erhitzt sind, und da dieses meistens schon gegen das Ende ihrer Arbeitsschichte geschieht, weil der Wasserbube kaum fertig wird von einem Orte zu den andern zu kommen, und sie nach dem Trunke selten so lang oder anhaltend arbeiten, als es vor demselben geschieht, so ist eine gefährliche Stockung der erhitzten Säften leicht möglich.

Mehr noch als das Wasser war mir anfänglich die Grubenluft verdächtig; denn da unsere Gruben sehr tief sind, folglich die Luft auf manchem Arbeitsorte sehr sparsam oder unausstehlich kalt oder heiß ist, da auch die äußerste Sorgfalt mit den Wetterzügen nicht auf jede Belegung ei-

ne reine, gesunde athmosphärische Luft hinbringen kann, so schien es mir auch unverhütlich, daß die Luft nicht an manchem Grubenorte verdorben, entzündbar, giftig werden sollte. Ich habe oft gewunschen, die Grubenluft mit Eudiometern zu prüfen, aber troß oftmaligen Bestellungen konnte ich weder solche, noch zu solchen Luftversuchen taugliche Barometer erhalten; nnr die Luftwärme konnte ich mit sehr guten Thermometer prüfen. Bey der mir anbefohlenen Befahrung sämmtlicher hiesigen k. k. Hauptgruben fand ich die Luft aller Orten wärmer, als über Tags, und da ausser der Grube der Themometerstand nach Reaumur am niedrigsten vier Grade unter dem Eispunkte, der höchste sechs Grade ober dem Zerus, der mittere aber ein und ein halber Grad ober demselben war, befand sich das Quecksilber eines gleichstimmigen Wärmemessers am niedrigsten vierzehn, am höchsten ein und dreyßig, und im mittleren Stande 14 bis 16 Grade ober dem Eispunkte.

Eine besondere Bemerkung fiel mir bey diesen Versuchen auf, daß nämlich, auf dem heissesten Orte — welches auf dem neunzehnten Lauf des Paulerstolns in einer neunzehnklaftrigen Teufe Mittagseits ist, und das um ein und dreyßig Grad mehr Wärme zeigte, als über Tags war —

sich

sich die dort arbeitende Cachektiker am erträglich-
sten befinden.

Ob die Eudiometer-Versuche jemals meine physische Neugierde befriedigen werden, weil ich vorhinein weder bejahen, noch vermeinen. Da vor einigen Jahren der hofnungsvolle Sohn meines sehr ehrwürdigen einstmaligen Lehrers **von Jaquin** unsere hiesigen Gebirge besuchte, machte er auf mein Bitten mit einem vom Herrn Archiater **Jngenhousz** verbesserten fontanischen Eudiometer (den er mit sich hatte) in einem Grubenorte, auf welchem das Licht kaum braunte, und das Athemholen uns sehr beschwerlich war, Versuche, und fand die Luft um drey Grade schlechter, als die athmosphärische. Vielleicht zeigen fernere und mehrere Versuche einen grösseren Grad der Luftverderbniß, die aber schwerlich sehr arg seyn wird, da bey uns sogar die in andern Bergorten häufigere Schwaden äusserst selten sind, und da es nach **de Lücischen** Versuchen beynahe mathematisch gewiß ist, daß die Luft in den Bergwerken nicht sehr, von der äusseren Luft unterschieden ist.

Nach allen dem, von den Ursachen der hiesigen Cacherie gesagtem scheint es, daß also hier eine besondere noch unbekannte Lokal-Ursache fürwalten müsse, welches abermals ein Beweis ist, daß uns nicht nur bey neuen, sondern auch bey

 be-

bekannten Krankheiten ihre eigentliche Ursachen oft lange unbekannt bleiben, und deß wir viele Krankheiten heilen können, ohne ihre wahre Ursach zu wissen, die aber dennoch zuweilen, nach langen vergeblichen Forschen entdeckt wird. Oft sehen wir eine Ursach ohne sie zu fühlen, aber selten können wir fehlen, wenn man bey der unbekannten wahren erweckenden Ursache sich an die bekannte, gewöhnliche Haupturſachen hält.

Die Haupturſache unserer Cacherie ist gewiß diejenige aller Cacherien, nämlich: eine fehlerhafte Nahrung der festen Theile, und die davon unzertrennliche, fehlerhafte Mischung der Säfte. Die Gelegenheits- und vorbereitende Ursachen sind wahrscheinlich unter den vorhin angeführten enthalten, und die Bemerkungen, daß diese Krankheit ehe nicht, wenigstens nicht so häufig hier war; daß sie nur die k. k. Grubenarbeiter befällt, und daß sie in keinem andern Bergorte so häufig ist, die lassen sich (wenn ich nicht irre) dadurch erklären: — In keinem andern Bergorte ist der Genuß des Weines so häufig, wie hier; in den meisten trinkt der Bergmann Bier; Ehe war auch hier der gegohrne Gerstentrank beliebter als itzt (weil er besser war) und hätte der hiesige Grubenmann auch von jeher den geistigen Rebensaft so unmässig getrunken wie itzt, so wäre er doch weniger schädlich gewesen, als dermalen, weil

ehe

ehe bey wohlfeilern Lebensmitteln, folglich besseren Löhnen, der Hauer, bevor er die Grube befuhr, ein ausgiebiges warmes Frühstück nehmen, und wenn er von der Arbeit nach Hause kam, eine nahrhafte Mahlzeit geniessen konnte. Nun aber, bey der seit mehreren Jahren stets angewachsenen Theurung der Lebensmitteln, bey den daher unzulänglichen Löhnen; nun geht der Mann mit leerem Magen zu seiner mühesamen Arbeit, kömmt ermüdet zurück, hat da nichts als Käse, oder Mehlkleister, oder eine magere Wassersuppe, und kehrt so wiederum am andern Tage zu seiner Athletenarbeit zurück. Er fühlet es, und muß es fühlen, daß ihm bey dem fehlerhaften Verhältnisse seiner Nahrung zur Arbeit, die Kräften mangeln, und glaubt sie bey dem Weinkruge zu finden, auf den er die nach erkauften Brodfrüchten noch übriggebliebene Groschen verwendet. Auf diese Art muß sich durch den Wein, und durch die zur Säure geneigten Mehlspeisen, in den Gedärmen ein saurer Stoff um so leichter erzeugen, da die Fleischspeisen bey den Knappen nun ein seltner Leckerbissen sind, an die er doch vorhin in diesem sonst so gesegnetem Lande gewohnt war. Ein solcher saurer Stoff aber macht die Säfte gerinnen, scharf, zieht die feineren Gefässe zusam, macht diese unfähig, auf die durch sie fliessende Feuchtigkeit zu wirken, und jene ungeschickt, sich durch die verengerten Kanäle zu vertheilen. Da-

 her

her alle Mängel der Verdauung, daher keine gehörige Assimilation des Nahrungsaftes, daher Hemmungen und Anschoppungen in allen Ecken und Enden, daher vertrocknen die Solida wie eine unbegoßne Pflanze, und werden die Fluida zu einer Mißlacke, und daher die Körper so ähnlich einem Cadaver, das schon einige Wochen im Grabe gelegen ist; Alles dieses aber um so gewisser, da die oben angeführte Ursachen kräftig mitwirken, und da vorzüglich die Zeugung unserer Knappen schon verdächtig ist.

Der gesunde saftvolle Vater zeugt einen rüstigen Jungen, der so wie er wird, wenn die Nahrungsmittel nicht fehlen, und die Armuth ihn nicht noch vor den Jünglingsjahren, mit entkräftenden Arbeiten belastet. Wenn er aber von Eltern gezeugt wird, die gleich mehreren ihrer Voreltern auf der Galeere des Elends, und sklavische Arbeitung saftlos geworden sind, so ist es unmöglich, daß er eben so stark werde, als sein Urgroßvater war; Er artet aus, und wird eben so der Welt schwache Bürger geben, als ein an dem Pfluge ausgedorrtes Roß unmöglich so rasche Füllen werfen kann, wie ein vor der Stadtkutsche trabendes Pferd.

Daß die Weiber und Töchter des hiesigen Bergmannes unter eben den Rücksichten gebohren,

und bey der nämlichen Nahrung erzogen, nichts von der Endemie leiden, streitet nicht wider meine Meinung. Sie entkräften sich nicht durch die ungesundesten gefahrvollesiesten Arbeiten, sie durchwühlen nicht täglich acht und mehr Stunden die tiefen Höhlen der Gebirge; und daß unsere Schlämmer, Waschwerker, Hüttenleute und der gewerkschaftliche Bergmann äusserst selten, oder beynahe gar nicht hier kachektisch werden, geschieht, weil erstere unter Gotteslieben Tagslicht, ihre beyweilen nicht so harte Arbeiten verrichten, und der letztere keine so tiefe Schächte zu befahren hat, indem auf die Reichthümer in der Teufe unserer Berge, nur der k. k. Bergbau ein ausschliessendes Recht hat.

Ausser den angezeigten Ursachen könnte ich noch vielerley anführen, wenn ich Hypothesen auftischen wollte. Ich begnüge mich mit dem Wahrscheinlichsten. Irre ich, so wird doch der Irrthum meinen Kranken nicht schädlich seyn. Vielleicht liessen sich wohl auch, nicht hypothetische Ursachen angeben, aber was hälfe es, wenn sie nicht solche wären, welche sich wegraumen liessen, ohne den Bergbau zu hemmen, ohne ihm zu schaden, oder wenn deren auch thunliche Beseitigung nichts zur bessern Heilung, und nicht alles zur Vermeidung dieser Krankheit beytrage, die eine eben

so langsame Heilung sodert, als sie selbst langwierig ist.

Alle Aerzte sind über die Langwierigkeit cachektischer Krankheiten einstimmig, und Aretäus sagte schon, daß die Cacherie eine äusserst langwierige, und kaum heilbare Krankheit sey. Seit sieben Jahren hab ich diesen Ausspruch an mehr als ein tausend, ein hundert, neun und zwanzig Bergknappen ganz realisirt gefunden. Ich sah dieses Uebel in seiner ganzen schrecklichen Natur; ich fand es nur durch die äußerste Standhaftigkeit bezwingbar; und ich sah es mit so vielen unendlich vielen Veränderungen, daß ich vielleicht noch einmal im Stande seyn werde, mit dem medizinischen Publikum über Cacherien überhaupt zu sprechen, welches dann in Latiens Sprache geschehen soll.

Bereits oben hab ich es gesagt, daß mir diese Krankheit bey meiner Ankunft in Schemnitz ihrer Natur nach zwar bekannt, aber ihrer erstaunlichen Verbreitung und Allgemeinheit wegen, ganz neu war. Aber! da ich hörte, daß man diese Krankheit unter dem unmedizinischen Vorwand für unheilbar hielt, daß den Kranken das Herz im Leibe faule; da es meine Pflicht ist, auf die Gesundheit des niederhungarischen Bergvolkes zu wachen, und da der k. k. Bergmann in Krankheits-

heitsfällen die ärztliche Hülfe und den Genuß der Arzneyen unentgeltlich hat; so faßte ich den billigen Entschluß, alle mögliche Heilungsversuche zu wagen.

So häufig diese Krankheit hier auch vorkömmt, so hatte ich doch im Anfange nie Gelegenheit, sie in ihren ersten Zeitpunkten zu sehen, und auch itzt noch, kömmt selten der Arbeiter gleich bey den ersten Spuren des Uebels um Hülfe. Gewöhnlich erst dann, wenn die Farbe der Haut ganz bleich, wenn diese schon aufgedunsen und das Herzklopfen heftig ist, bekomme ich meine Cachektiker zu sehen.

Ihre leucophlegmatische Gestalten reitzten mich, die Heilung mit verdünnenden, gelind auflösenden Mitteln anzufangen, und schweistreibende Sachen zu versuchen. Ich verschrieb mittelsalzige, und salpetrige Mixturen, ließ meine Kranken häufige Aufgüsse von Fliederblumen, Ehrenpreiskraut, und Ptisanen von Graß und Klettenwurzeln trinken. Auch stärker harntreibende Mittel wendete ich an, und als ein solches zeichnete sich vortheilhaft die fixe Luft: nach **Hulmischer** Art: aus. Da erstere gar nichts, letztere aber nur wenig halfen, und ich Verstopfungen in den Eingeweiden vermuthete, nahm ich zu gelindpurgierenden Mitteln meine Zuflucht, aber hiedurch wurden die Kranken merklich geschwächt.

Bitte-

Bittere Arzneyen halfen nichts, auch meine liebe Arnica verließ mich. Die wenigsten Kranken wollten sich zu diesen Kurarten bereden lassen, weil sie (ihrem Vorgeben nach) ohnehin schon allerley fruchtlos gebraucht hatten, und sie forderten schlechterdings ein Specifikum.

Nur solche Aerzte, deren Schicksal es ist, auf die Gesundheit roher Menschen zu wachen, die noch dazu durch wohlthätige, obgleich billige Hülfe verwöhnt, und gewohnt sind diese (weil ohne Spitalsaufsicht jede öffentliche Gesundheitspflege tumultuarisch ist) zu mißbrauchen — Nur solche Aerzte können sich einen Begriff davon machen, wie oft der bestellte Arzt, den Launen seines Volkes nachgeben muß.

Auch meine Knappen haben ihre mannigfaltige Launen, und eine solche war ihr Begehren: ich sollte ihnen diejenige Arzney verschreiben, welche ihnen ein Badarzt, der sie zu schröpfen pflegt, anrieth, und die aus der Wintersrinde und Zittwerts wurzel bestand, welche sie mit Wein aufgiessen sollten.

Ich wünschte, das alle Volkslaunen so glücklich seyn möchten, als diese war, denn der Rath des Badarztes war wirklich vernünftig, weil die empfohlnen Species bey wässerrichten Krankheiten,

ten, und verstopften Eingeweiden sehr dienlich sind; daher erfüllte ich auch den geäußerten Wunsch.

Späterhin setzte ich der genannten Arzney die peruvianische Rinde bey, um von ihren in cachektischen Krankheiten, den berühmtesten neuern Aerzten, besonders einem **Fothergill** und **Sloane** bewiesenen Heilkräften, und geleisteten guten Diensten, noch mehr Würkung zu erhalten, und da auch diese unzulänglich schien, nahm ich Eisenfeil zu Hülfe.

Die Hartleibigkeit der Kranken war auf diese Arzney noch stärker als vorhin, darum setzte ich ihr Rhabarbar zu, welche mir vor allen purgierenden Dingen in diesem Falle den Vorzug zu verdienen schien, weil sie nebst ihrer purgierenden, auch eine balsamische, stärkende Kraft hat.

Diese also zusammengesetzte Arzney mit Wein aufgegossen, wendete ich bey allen meinen Bergcachektikern an. Ich wollte standhaft ihre Wirkung abwarten, und viele Kranken waren standhaft bey dem Genusse derselben, vielleicht blos darum, weil sie eine Arzney mit Wein hatten. Aber ich fand, nachdem ich fast durch zwey Jahre diese Medizin verschrieb, bey weiten die gehofte Würkung nicht. Nur einige wenige genasen, die meisten fanden ihre kränkliche Umstände un-

veràn-

verändert, und ich bemerkte sehr viele, welche zwar mit der Cacherie siechten, aber durch dieses Mittel nicht angelockt wurden, Hülfe zu suchen.

Ich konnte nicht begreifen, warum diese Arzney meinen hiesigen Kranken so wenig nütze, da sie doch von den meisten Aerzten in ähnlichen Fällen mit Vortheil gebraucht wird, und da sie auch mir sonst schon diente. Endlich fiel es mir auf, ob diese Arzney in meinem Falle, nicht etwann ohne Wein wirksamer seyn dürfte? weil meine Kranken schon von der Wiege an, zu sehr an die liebe Noahspflanze gewöhnt sind, und ohne Zweifel derselben häufiger Mißbrauch, eine von den vorzüglichsten Mitursachen zur Cacherie seyn mag. Nun entschloß ich mich Latwergen zu versuchen, und versprach mir — weil diese die beliebteste Arzneyformeln meiner slowakischen Bergknappen sind — wenigstens keinen seltnern Zutritt, als vorhin.

Schon mein Vorfahrer im Dienste pflegte zuweilen in dieser Krankheit die Latwergenformel zu wählen, und folgendes zu verschreiben:

Rp. Electuar. antiscorb. } Dispensat.
— febrilis } Viennens.
— Chalibeati. aa ℥j.
— Diatefs. ℥vj.

☩

℥ Valerianae
— Aronis $\overline{aa}$ ℨiß.
Rhabarbari veri ℨj.
Arcan. 2plic. martial. ℨiß.
Syrup. Menth. q. s. ut f. elect.
D. sig. Tags 2 mal zu 3 Coffee-Löffel voll zu nehmen.

Aus Vorliebe zur einfachen und wohlfeilen Arzneymittel-Lehre, wählte ich folgendes:

Rp. Pulv. limaturae ferri
— Corticis peruviani
— Cascarillae
— Rhei $\overline{aa}$ ℨj.
Mellis Rosar. ℥iv. m. f. elect.

Die Ursachen, warum ich zur Heilung dieser Krankheit Eisen, China, und Rhabarbar nahm, habe ich zum Theil oben angeführt, und der Cascarilla geb ich vor der Wintersrinde den Vorzug. Aber das Honig wählte ich nicht nur dem Gaumen zu schmeicheln, sondern seiner besondern Heilkräfte wegen.

Die Natur unserer Krankheit foderte, bevor wider dasselbe stärkende Arzneyen gebraucht werden, eine vorbereitende Heilung, damit die allenfals gegenwärtige Schärfe gemildert, und die

H ver-

verstopften Theile geöfnet werden. Jedoch, meine Kranken weigerten sich auf alle Weise, oder blieben gar weg, wenn ich nicht gleich dasjenige wählte, auf was sie Vertrauen hatten. Der pharmaceutische Wein, welchen ich sie trinken ließ, hatte zwar auch einige auflösende Kräften, die gegenwärtige Schärfe aber mag er ehe vermehrt, als vermindert haben, und daher seine äußerst geringe gute Wirkung. Das Honig hingegen ist allerdings geschickt, mittels seiner verdünnenden saifenartigen Kräften, die zu starke Reitzbarkeit der scharfen Ingredienzen zu mildern, und dem obigen Entzwecke zu entsprechen. Nur wählte ich das Rosenhonig darum vor dem gemeinen, weil das erstere durch die Rosen zugleich erquickend und stärkend gemacht wird, und das Verhältniß des Honig, auf die Quantität der Pulver nahm ich an, um eine recht flüssige Latwerge zu haben, weil sie nicht nur die eigentliche Heilkräften enthalten, sondern auch zugleich für die schwachen Gedärme der Cachektiker so wenig als möglich, beschwerlich seyn mußte.

Ich glaube von dieser Arzney behaupten zu können, sie sey: verdünnend, saifenartig, auflösend, gelind stärkend; die Dosis davon wurde in Rücksicht des Alters, und des Grades der Krankheit bestimmt, und gewöhnlich war die angegebene Quantität auf drey Tage hinlänglich.

So angenehm dem hiesigen Bergvolke auch versüßte Arzneyen sind, so sehr weigerte es sich doch anfänglich diese Latwerge zu nehmen, weil es durchaus von seiner Weinarzney, nicht ablassen wollte. Als es endlich die letztere wirklich nicht mehr bekam, und bald bey einigen einen guten Effekt der neuen fand, so war dessen Zulauf unglaublich stark, und sowohl Herr D. Oberleuthner — ein thätiger Beobachter — der ehemals mein Adjunkt war, als auch mein dermaliger Gehülfe, Herr D. Czapofscky — ein fleißiger Mann — wiesen alle Cachektiker ihres Bezirkes (die nicht von selbst gleich zu mir kamen) an mich, damit ich diese Krankheit ihrer ganzen Verbreitung nach, beobachten konnte.

Auf diese Art sah ich alle hiesige Cachektiker, konnte ihre Krankheit genauer erforschen, leichter überschauen, und zugleich wahrnehmen, wie und mit welchem Erfolge sie ihre Arzneyen gebrauchten. Viele gebrauchten sie sehr fleißig, aber viele auch selten und unordentlich, und viele mußten damit innehalten, wenn sie mit andern Zwischenkrankheiten befallen wurden.

Die Natur dieser Zwischenkrankheiten war verschieden, und entweder der geherrschten Epidemie und Jahrszeit gleichförmig, oder aber besondere Entzündungskrankheiten. Oft mußte ich um

Anfange dieser Zwischenkrankheiten, oder während ihrem Verlaufe — so wie manchmal bey der Cacherie selbst — Purgier und Brechmittel anwenden. Auf erstere fielen die Kranken schnell zusammen, die letzteren schienen aber die Brust freyer zu machen.

Im ganzen hatte die Heilung dieser Zwischenkrankheiten auf die gegenwärtig gewesene Cacherie wenig oder gar keinen Einfluß, nur wurde diese immer vermehrt, wenn eine Ader geöfnet werden mußte. Und doch geschah es auch nicht selten, daß sich Cachektiker ohne meinem Rathe, und ohne einer positiven Nothwendigkeit (bloß wegen ihrer schädlichen Gewohnheit) zur Ader liessen; aber immer wurden solche elender, und siechten länger als andere. Dieses und das schlechte ausgezogene Blut zeigten mir es deutlich, daß unsere Cacherie nicht die ist, in welcher Ballonius Aderlässe erlaubt.

Unter denen Krankheiten, welche sich während und ausser den Jahrsepidemien am häufigsten mit der Cacherie verbanden, waren heftige Husten und solche Zufälle, die falschen Lungenentzündungen sehr nahe kamen, häufig. Wider letztere wendete ich die herrliche Hurhamische Spießglastinktur in Fenchelwasser, meistens mit dem besten Erfolge an. Die peripneumonischen Zufälle verschwanden bald, der Auswurf wurde be-

för-

fordert, und es schien mir dann, daß die Stahllatwerge hierauf noch besser, als vorhin wirkte.

Ueberhaupt zeigte sich mir von dieser Arzney ein viel besserer Erfolg, als ich selbst anfänglich erwartet hatte. Nicht nur die, welche schon die Species mit Wein fruchtlos gebraucht hatten, sondern auch jene, die lange ohne aller Hülfe schmachteten; Viele, welche schon vor mir allerley bey dieser Krankheit ohne glücklicher Würkung, und andere, welche noch gar nicht medicinirt hatten, stellten sich bey mir zur Heilung freywillig ein. Der Erfolg hievon war, daß viele, die diese Krankheit schon seit mehrere Jahren hatten, ganz genasen; daß viele, welche man schon als unheilbar von der Arbeit entlassen hatte, wieder arbeiten; daß in Rücksicht der grossen Krankenzahl nur wenige starben; daß fast alle, welche sich ordentlich bey der Heilung verhalten, genesen; daß unter den wirklich Unheilbaren, die meisten, wenigstens bey dem Genusse der Arzney arbeiten können; und daß alle Cachektiker nicht von der Stahllatwerge weichen wollen, und diese — wider meinen Willen — als das einzige ihnen heilsame Specificum ansehen.

Dieser ungehofte glückliche Erfolg ist gewiß nur dem standhaften Arzneygenuß der meisten meiner cachektischen Bergmänner zuzuschreiben,

 und

und ihr unverdroßenes Ausharren ist ohne Beyspiel. Aber diese Unverdrossenheit, und die lange Dauer und Hartnäckigkeit der Krankheit machte auch das Arzneyen-Consumo weit höher anwachsen, als es geschehen ist, da man ihnen, wegen der geglaubten Unheilbarkeit, selten etwas verschrieb.

Vorzüglich im Jahr 1786. war der Zusammenfluß der Cachektiker ausserordentlich stark, und ihre Zahl belief sich damals auf vierhundert sechs und sechzig Personen, die den Arzneyaufwand zweymal höher steigen machten, als es sonst geschah

Das Ungewöhnliche der Sache scheint die Behörde bewogen zu haben, zu untersuchen, welchen Nutzen die Kranken von dem grossen Arzneybetrag hatten? Es wurde unter dem Vorsitze eines oberämtlichen Raths eine Commission veranlaßt, und vor diese fünf und siebenzig Männer berufen, von welchen man wußte, daß sie noch am Ende des Jahrs in der Heilung waren. Sie wurden um die Dauer ihrer Krankheit, um die Zeit des Arzneygenusses, um die Wirkung davon befragt, und alle äusserten sich in ihren und aller Cachektiker Namen mit den rührendsten Ausdrücken der Dankbarkeit „daß ich ihr Retter sey, daß sie sich nur auf meine Heilmethode besser befänden, viele von ihnen ganz genesen, und die meisten

sten bis auf einem der Gesundheit sehr nahen Grade wären." Ihre einzeln gemachte Aussagen wurde von einem der Herren Bergverwaltern wörtlich ad prothocollum gebracht, und dieses einer hohen Hofstelle eingeschickt.

Bey der erwähnten Commission — welcher auch zwey von den Aerzten beywohnten, die schon bey der gepflogenen medicinischen Consultation zugegen waren — wurde auch der Antrag gemacht, nach Thunlichkeit eine noch besser würkende, oder wenigstens wohlfeilere Arzney für die Cacherie anzurathen.

Wir wurden einig, die Stahllatwerge so abzuändern

Rp. Pulv. limaturae ferri ℥iij.
— Corticis peruviani
— Rhei aa ℥j.
Arcani duplicati ℥ß.
Roob Ebuli ℥ß.
Mellis depurati ℥jß.

M. D. U.

Auch diese thut mir seitdem gute Dienste, aber meine Kranken waren lange Zeit damit unzufrieden, weil sie weniger angenehm zu nehmen ist,

weil sie langsamer zu würken scheint, und weil sie bald zum Schneiden hart wird. Ich würde vielleicht in der Folge nicht dabey geblieben seyn, wäre ich nicht dazu — vermuthlich weil sie (obwohl nur scheinbar) wohlfeiler ist — befehliget worden.

Nachdem das obenerwähnte Prothokoll bey hoher Behörde eingeloffen war, erhielt ich den Auftrag, unsere endemische Krankheit zu beschreiben. Ich that es, und meine Beschreibung — die den größten Theil dieser Abhandlung enthielt — wurde sammt dem Prothokoll der löbl. medicinischen Fakultät in Wien, zur Beurtheilung vorgelegt. Ich war so glücklich, Beyfall und Lob über meine Bemühungen von dieser berühmten Versammlung zu erhalten. Dieß war mir Beruhigung und Belohnung, und bestärkte meine geliebte Knappen in dem unumschränkten Vertrauen, das sie mir schenken.

Zwey Jahre später wurde von einer andern Seite eine Heilungsprobe veranlaßt, die ich in dem kleinen windschachter Krankenhause an acht Cachektikern mit meiner Heilmethode vornehmen sollte. Freylichwohl hätte sich hierüber einwenden lassen, daß — nachdem so viele hunderte schon Genesene die gewählte Heilmethode rühmen, und die wirklichen Kranken sich wider jede andere wehren —

ren — eine Probe überflüßig sey; daß die Zahl von **Achten** auf **viele Hunderte** unproportionirt sey; daß Cacherien keine von denen Krankheiten sind, die sich in einem Krankenhause gut heilen lassen, da die wenige Bewegung, welche die Kranken in Spitälern haben, und die Spitalluft der Erzeugung einer Cacherie mehr, als ihrer Heilung günstig sey. Indessen! die Probe geschah:

Zur Heilung wurden genommen.

I. B. P. Ein lediger Häspler, 19 Jahre alt, und seit einem Jahre cachektisch. Er hatte gleich im Anfange einige Gaben der Stahllatwerge genossen, und soll sich darauf gut befunden haben, deßwegen er die Fortsetzung der Arzneyen unterließ. Nach dreyviertel Jahren meldete er sich abermals mit deutlichen Spuren der Krankheit, nämlich: mit dem besondern Schmerz im Schenkel, der Beschwerde bey dem Bergsteigen, der bleichen Farbe des Gesichtes, und einem beschwerlichen Herzklopfen. Er erhielt eine Gabe der Stahllatwerge, und vierzehn Tage darauf kam er in das Krankenhaus, worinn er sich 59 Tage aufhielt, und dasselbe gut verließ.

II. J. R. Ein sechs und zwanzig jähriger, verheuratheter Zimmerling. Seit fünf Wochen,

durch welche er nur eine Gabe der Latwerge genoß, wollte er erst die Cacherie haben, als ich ihn zur Probekur anmerkte. Es fand sich aber nachher bey näherer Untersuchung jener Liste, in welcher ich die Namen aller unserer Cachektiker aufgezeichnet habe, daß er schon vor einem Jahre cachektisch war, welches er nachher selbst mit der Versicherung bekannte, damals auf einige Gaben, gesund gewesen zu seyn. Er kam nun zwar nur als Cachektiker im ersten Grade in das Spital, das ist: er hatte den schneidenden Schmerz in den Schenkeln, dem Rücken, den Lenden; er war träg zur Arbeit, und spürte einen merklichen Schwindel. Aber schon näherte er sich stark dem zweyten Grade, nämlich: sein Gesicht war bleich, und das Herzklopfen verstärkt. Hingegen war er weniger schwermüthig als die meisten Cachektiker im ersten Grade zn seyn pflegen, und er wurde manchmal, so lustig, daß er seine Gespäne zur Munterkeit anlockte, und sebr aufheiterte. Er verließ das Spital nach einen sieben und zwanzigtägigen Aufenthalt gesund.

III. D. P. Ein drey und zwanzig jähriger lediger Zimmerling. Er war vor seinem Eintritt in das Spital zehn Wochen cachektisch, und hatte bis dahin nur drey Gaben der Latwerge genossen. Er hatte ein sehr heftiges Sausen im Kopfe, mit einem grossen Schwindel verbunden; die

beson-

besondern Schmerzen in den Schenkeln, ein bleiches Gesicht und einverstärktes Herzklopfen. Auch er verließ das Spital nach fünf und fünfzig Tagen gesand.

IV. P. O. Ein sechzehnjähriger lediger Häspler. Während einem Jahre, so lang er nämlich cachektisch war, hatte er nur fünf Gaben der Latwerge genossen. Der Kopf = und Schenkelschmerz war leidlich, aber die bleiche Gesichtsfarbe, das schwere Athmen, und das Herzklopfen sehr deutlich. Er erholte sich vollkommen binnen sechs und fünfzig Tagen.

V. S. M. Ein zwey und vierzig jähriger verheuratheter Stürzer. Er hatte die Cachexie ein Jahr lang im hohen Grade, und in dieser Zeit nur ein Paar Gaben der Latwerge erhalten. Er erholte sich ebenfals während vier und zwanzig Tagen ganz.

VI. M. S. Vierzig Jahr alt, ledig, ein Zimmerling. Seit drey viertel Jahren war er cachektisch in zweyten Grade. Er hatte das heftige Sausen im Kopfe, den besondern Lenden = und Schenkelschmerz, die schwermüthige Gemüthsstimmung, das starke Klopfen im Kopfe, das harte Athmen, das bleichsüchtige Aussehen, die Unvermögenheit bergan zu steigen und das heftige

klopfen. So lang er cahektisch war, nahm er beynahe an jedem Sonntag eine Gabe Stahllatwerge, jedoch wurde diese sehr oft durch andere Krankheiten, von andern Arzneien verdrängt. Selbst während seinem Spitalauffenthalt mußte jene oft mit blos auflösenden Sachen abgewechselt werden, weil bey seinem gallsüchtigen Temperamente der Unterleib sehr vieles von den fehlerhaften Verdauungsgeschäften und Verstopfungen litte. Daher mochte es auch zum Theil kommen, daß er ein recht zänkischer Mann war, und sich recht unruhig im Spital aufführte, das er nach zwei und achtzig Tagen im Ganzen genommen zwar gesund, aber doch schwach an Kräften verließ.

VII. G. P. Ein fünf und zwanzig jähriger lediger Grubenzimmerling. Sieben Monate lang wollte er erst die Cacherie haben, wider die er nur sehr nachläßig Arzneien gebrauchte, bevor er in das Spital kam. Er betrat dasselbe ganz kraftlos. Das Athemhohlen war ausserordentlich schwer und beynahe nur mit dem oberen Theile der Brust. Er klagte über starkes Sausen und Klopfen im Kopfe. An der linken Seite des Halses sah man die Drosselpulsadern stark angeloffen, und schnell, heftig klopfen, deren Schläge aber — wie gewöhnlich bei meinen Cahektikern im 3ten Grade — weder mit dem

Klopfen des Herzens, noch mit dem Handpulse übereinstimmte, indessen die des ersteren viel geringer waren, als sie gewöhnlich bey den Bergcachektikern zu seyn pflegen, und die des andern immer klein, unterdrückt, unordentlich. Der Kranke klagte auch die gewöhnliche Schenkelschmerzen, und sah mehr gelb als bleich aus. Der ganze Körper war ausgedörrt, aber der Bauch so stark aufgetrieben, daß er eine Bauchwassersucht befürchten machte.

Der letzte Umstand vorzüglich forderte lange Zeit auflösende = verdünnende, abführende Mittel, nach welchen endlich auf das Verlangen des Kranken, die Stahllatwerge versucht wurde; aber oft mußte diese wiederum den öfnenden Mitteln weichen, weil der Kranke viel über Blähungen, über Gedärm = und Magenbeschwerden klagte. Der oft abgewechselte Gebrauch der Stahllatwerge mit den eröfnenden Arzneyen, schien nach dem Verlaufe von mehreren Wochen des Kranken Umstände zu erleichtern. Der Bauch wurde sichtlich kleiner, und seine Dicke verschwand endlich ganz. Das Aussehen wurde heiterer, die Kräften schienen zuzunehmen, sogar das Herzeklopfen näherte sich dem natürlichen. Aber, die heftigen Schläge der Drosseladern, der Kopfschmerz, das Leiden der Schenkel, und das beschwerliche Athmen, blieb im alten Stande. Letzteres ver-

schlim-

schlimmerte sich endlich immer mehr, blieb zuletzt ganz aus, und der Kranke verschied ohne allem Todeskampfe, nachdem er durch neun und neunzig Täge, im Spitale krank war.

In dem geöfneten Leichname fand man die Masse der rechten Lunge viel grösser, als im natürlichen Stande, und ihrem ganzen Umfange nach an das Rippen = Zwerch = und Mittelfell innigst angewachsen, Die linke Lunge war ausgezehrt, zusammengezogen, klein, und mit Wasser umgeben, das in der linken Brusthöhle fast auf 6. Pfunde angesammelt ,und so scharf war, daß das Rippenfell dieser Höhle, an vielen Stellen angefressen war. Beide Lungen sahen grau aus, und waren voll kleiner harten Knoten. Das Herz war klein, zusammengezogen, hart, und dessen Oberfläche so ganz mit dem Herzbeutel zusammangewachsen, daß beides nur ein Körper zu seyn schien, und hieng auf beiden Seiten fest an dem Mittelfell. Beyde Herzkammern waren voll mit schwarzem zähen Blute, das auch in der Lunge so aussah. Die Leber war groß, aber nicht sehr hart, und ihre Oberfläche war an allen Berührungspunkten so fest mit dem Zwerchfell zusammengewachsen, daß sie auch das Scalpel kaum trennen konnte. Die Gallenblase schien zusammengezogen, und enthielt eine braune Jauche statt der Galle. Das Milz, das sonst

bey

bey meinen Cachektikern nicht selten groß und hart ist, war hier natürlich, und nur sehr wenig hart. Auch alle andere Eingeweide des Unterleibs wichen nicht von ihrer gewöhnlichen Natur ab, nur der ganze Kanal der dicken Gedärme war mit kleinen, weissen, harten Knoten, wie mit Perlschnüren garnirt.

VIII. F. H. Ein Waschwerksarbeiter, der aber, so lange es ihm seine Krankheit erlaubte, in der Grube als Zimmerling arbeitete. Er war acht und zwanzig Jahre alt, seit zwey Jahren cachektisch, und hatte durch acht Wochen, bevor er in das Spital kam, nur 3. Gaben der Stahllatwerge genossen. Das Klopfen des Herzens und im Kopfe war stark, die Gesichtsfarbe sehr bleich, der Bauch groß, hart, gespannt, und der Leib verstopft. Nach fünf und vierzig Tägen wurde er frisch und gesund aus dem Spitale entlassen.

Bey diesen acht Individuen wurden alle Symptomen, und die Natur der Krankheit ganz so beobachtet, wie ich sie im Anfange dieser Schrift aufgezeichnet hatte. Die Heilung wurde mit mittelsalzigen Mixturen, und auflösenden Wurzelgetränken angefangen. Nach ein Paar Tägen erhielten die Kranken ein abführendes Mittel, und war keine Anzeige eines unreinen Stof-

fes in den Gedärmen gegenwärtig, so erhielten sie dann die Stahllatwerge: davon sie anfänglich nur viermal des Tags, endlich alle 2te Stunde ein Kaffeelöffelchen voll nehmen, und darauf immer, etwas von der Abkochung der Seifenwurzel trinken mußten. Bey dem Genusse der Stahllatwerge ließ ich ihnen die ganze Portion (eine gute nahrhafte Kost) reichen, und zuweilen ein Glaß Wein. Sobald sich aber eine Anschoppung in den Gedärmen zeigte, wurde die Diät eingeschränkt, und statt der Stahllatwerge eine auflösende durch den Mund oder den After abführende Arzney gegeben.

Auf diese Art genasen sieben, nur der achte wurde beschriebenermassen dem anatomischen Messer ein Opfer, welches deutlich seine Unheilbarkeit zeigte. Vielleicht ist die Zerstörung seiner Eingeweiden durch eine Beschädigung in der Grube veranlaßt worden, indem er vor mehreren Jahren durch dem Einsturz einer Grubenzimmerung, stark auf der Brust gequetschet wurde; Aber alle äusserliche Symptomen waren mit jener der übrigen Cachektiker gleichstimmig. Nur der Harn war immer öhlig, dick, dunkelsafranfärbig, der sich nach einigen Stunden sehr dem Pferdeharn näherte, und einen kleienartigen, sandigen Bodensatz — wie bei dreitägigen Fiebern zu geschehen

pflegt — fallen ließ, welcher dem Glase anklebte, und wie Zuckerkrystallen glänzte.

Nachdem die sogenannte Probekur vorbey war, kam der sechste Kranke — den zwey und fünfzigsten Tag nach seinem letzten Austritt — wiederum in das Spital. Seitdem er ausgetretten war, überließ er sich mehr, als gewöhnlich, der Vollsäuferei und der Trägheit, daher die noch rohen, frischen Säfte schnell auearten mußten, folglich die festen Theile keine Nahrung oder Solidität bekommen konnten; und da er auch die erstere Spuren des ruckkehrenden Uebels nicht nur nicht achtete, sondern durch verdoppelte Lüderlichkeit trotzen wollte, so war der Zustand eine natürliche Folge, in welchem er das Spital neuerdings betrat.

Sein Gesicht ware emphisematisch aufgedunsen, die Glieder geschwollen, der Bauch groß, hart, und der ganze Körper hinfällig, wassersüchtig. Es wurde ihm strenge Diät vorgrschrieben, und die Heilung sollte mit harntreibenden Mitteln angefangen werden, Er forderte mit Ungestümm mehr zu essen und die Stahllatwerge. Da ihm beides aus Gründen nicht gegeben wurde, weigerte er sich mit dem hartnäckigsten Starrsinn vor jeder andern Heilungsart. Weder durch Bitten noch durch Drohungen, weder mit Güte

 noch

noch mit Schärfe, endlich auch nicht mit einer fetteren Diät war er zu bewegen, die vorgeschriebene Mittel zu gebrauchen; jede Arzney spuckte er (nachdem er sie gekostet hatte,) mit Fluchen aus, und ließ sie ungenossen. So wurde er nach drey und dreyßig Tägen ein Schlachtopfer seines sträflichen Eigensinnes. Bey der Leichenöffnung fand man die beyden Lungen nur schwach an das Rippenfell angewachsen; und in der linken Brusthöhle, in dem Herzbeutel, in der linken Lunge, und sogar in beiden Herzkammern eine beträchtliche Menge Wasser, das wie eine wässerichte Gummiauflösung aussah. In der Brusthöhle war die Leber an einigen Orten an das Zwerchfell angewachsen, und auf der Oberfläche des Darmkanals sah man blaue Flecken.

So gewiß es ist, daß dieser Kerl erst seit seinem ersten Austritt aus dem Spitale sich den größten Theil seines Uebels durch seine ausschweifende Lebensart zugezogen hat, so wahrscheinlich ist es, daß er durch den Genuß dienlicher Arzneyen, noch eine erträgliche Gesundheit hätte erhalten können, und daß, das darauf erfolgte Absterben eine Folge seines Starrsinns war.

Die beschriebene Heylung der acht Personen —deren einzelner Spitalsaufenthalt zusammen vier hundert acht und vierzig Tage ausmacht— koste-

te an Arzneyen 90. fl. 46. kr. Von diesen betrugen die verschiedene nöthig gewesene Arzneyen 22 fl. 22 kr. und die Stahllatwerge 68 fl. 24 kr. welcher letzterer Betrag für einhundert vier und vierzig Gaben derselben zu rechnen kömmt. Folglich im Durchschnitte, war jeder Kranke im Spitale sechs und fünfzig Täge, kostete jeder an Arzneyen 11 fl. 21¼. kr. und bekam jeder achtzehn Gaben von der Stahllatwerge.

Obwohl ich nicht weis, was diese Probekur beweisen sollte, so glaube ich doch der Heylungserfolg — bey einer so langwierigen, sehr schwer heilbaren, und für ein Spital gar nicht passenden Krankheit — könne für mich sehr befriedigend seyn, und der Herr Protomedicus Freyherr von Störk, — dem das Resultat der Probeheilung vorgelegt wurde — äusserte ebenfals seine Zufriedenheit darüber.

Ein gewisser Enthusiasmus, mit welchem ich mich für die Cachektiker seit meinem Hierseyn verwendete; das gränzenloseste Vertrauen dieser und aller hiesigen Knappen in mich; der daherrührende grosse Zulauf zu mir, und daherquellende grössere Arzneyaufwand; der vorurtheilige Wahn, daß diese Cachexie unheilbar sey, und das durch mich hievon bewiesene Gegentheil, erweckte von einer Seite die thätige Kabalensucht, und von

einer andern den schmutzigsten Kollegenneid; die ich beyde um so herzlicher verlache, da die hiesige Endemie keine Windendemie ist, wie der grosse **Zimmermann** einst eine Windepidemie beschrieb, welches jeder hier ankommende Fremdling, sogleich sehen kann.

Nicht ich, oder am wenigsten nicht ich allein hab es gesagt, daß meine Heilmethode bey der hiesigen Cacherie gut sey. Die Erfahrung hat es gelehrt, der allgemeine Ruf versicherte es, und eine legale Commission bestättigte diesen. In der Rücksicht, daß mir noch niemand eine bessere, auf die Lokal-Umstände passende Heilart anzurathen wußte, muß es mich beruhigen, daß dadurch der größte Theil geneset, die Recidivanten bald sich erhohlen, die ganz Unheilbaren dabey wenigstens etwas arbeiten könneu. Meine Schuld war es nicht, daß man diese Krankheit vor mir für unheilbar hielt, und da ich ein Erzfeind aller Universalmittel bin, so war es auch meine Schuld nicht: daß das hiesige Bergvolk sich mit Ungestümm weigert, bey der Cacherie etwas anders zu gebrauchen, als die Stahllatwerge; recht froh wär ich aber, wenn meine Knappen zuweilen, weniger Vertrauen darauf hätten.

So wie ich unsere Cacherie kenne, so scheint es mir, daß eine vorbereitende Heilung dem

Spe-

Specifikum vorgehen, und daß es Zeitpunkte gäbe, in welchem dasselbe einigen andern Arzneyen weichen sollte. Die im Spitale geheilten Cachektiker zeigten mir dieses besonders gut. Ich machte zwar mancherley Versuche: vorzüglich suchte ich die Art der Methodiker nachzuahmen, welche mir sehr gut gefällt, und die sie metasyncrisin (Wiederbekörperung) nannten, wodurch sie durch einen langen dahinabzielenden Arzneygenuß, die ganze körperliche Beschaffenheit chronischer Kranken zu ändern suchten. Aber! der Eigensinn meiner Kranken, und eine tumultuarische Praxis läßt dieses selten zu, und zwingt mich zu einer allgemeinen Heilart, die sich nur durch denselben uud durch die Allgemeinheit der Ursachen, durch den glücklichen Heilungsversuch, und dadurch entschuldigen läßt, daß ich bey meinen Leichenöfnungan eben so wenig, wie Morgagni bey seinen zehn Cachektikern, eine Uebereinstimmung der tödtlichen Erscheinungen fand, die mir im Ganzen nichts weiter zeigten, als daß sie die bekannte Erfahrung bewiese: daß Cacherien von zerstörten Eingeweiden ganz unheilbar seyen, welches aber hier nicht der allgemeine Fall ist, weil mehrere Hundert, ganz genesen sind.

Der Gang jeder cachektischen Krankheit ist langsam, und von ihnen läßt sich das mit Recht sagen, was Vater Hippokrates überhaupt von

den Krankheiten sagt „sie ergreifen den Menschen nicht auf einmal, sie sammeln sich nach und nach, und zeigen sich erst, wenn sie sich festgesetzt haben.“ Vollgültig läßt sich dieses von unserer Cacherie sagen, von der es mir wahrscheinlicher ist, daß sie öfters eine Krankheit für sich, als die Folge einer andern vorhergegangenen sey; und äusserst selten ist sie, wie bey dem göttlichen **Sydenham** der Scorbut „das Merkmal einer vielmehr zu erwartenden, als schon formirten Krankheit, die noch kein eigentliches Gepräge angenommen hat, oder das unglückliche Ueberbleibsel, eines vorhergegangenen, nicht ganz besiegten Uebels.“ Sie hat ganz den Charakter jener chronischen Krankheiten, die, wenn sie von den nach und nach entstandenen Mängeln der Säfte herrühren, langsam die körperliche Verrichtungen schwächen, und nach **van Swietens** Versicherung, die Auffindung der pathognonischen Zeichen erschweren, durch welche die anwesende Krankheit bestimmet werden soll, besonders im Anfange einer solchen, wo die Gesundheit noch nicht sonderlich verletzt ist, und nur erst zu wanken anfängt

Meiner Cachektiker eigenes Gefühl muß mir sehr oft bey dem Anfange der Krankheit, der einzige Probestein zur Indikation seyn, und ihre eigene Versicherung des Besserbefindens — dieses bey chronischen Kranken oft einzige Kennzeichen

eines

eines glücklichen Heilungserfolges — mich von diesem überzeugen, der auch häufig geschieht.

Von der Cachektiker fleissigerem oder nachlässigeren Arzneygenusse, von ihrer Folgeleistung bey der Diätordnung, von der Möglich- oder Unmöglichkeit einer solchen Beobachtung, hängt oft die geschwindere oder spätere Heilung ab. Geht alles gut, so verschwindet die Engbrüstigkeit am ersten, dann ändert sich die bleiche Gesichtsfarbe in eine gelbliche, und zuletzt hören die besondern Lenden- und Schenkelschmerzen auf. Oft bricht sich die Krankheit durch natürliche Geschwüre, vorzüglich am Fusse, wie Lanzoni von einem Bauer erzählet. Ich versuchte ein Paarmal die Natur mit künstlichen Geschwüren nachzuahmen, die ich mit Blasenpflastern nicht ohne guten Erfolg erzeugte, aber öftere Versuche verweigerten die Kranken, und von Fontanellen sind sie Feinde. Auch andere Krankheiten brechen zuweilen die Hartnäkkigkeit der Cacherie; so sah ich, wie Mauritz Hoffmann, eine heilsame Ischurie, und einige Faulfieber-Reconvaleszenten genasen zugleich, von der Cacherie.

Gebrauchen sie aber die vorgeschriebene Mittel nachlässig; können oder wollen sie sich nicht nach einer für sie thunlichen Diät bequemen; kämpfen sie nicht wider die Gewalt der Krank-

 heit;

heit; scheuen sie die Arbeit; halten sie sich zu Hause unthätig: bosieren sie dem warmen Ofen; opfern sie stark der Liebe (zu dem sie bis auf dem dritten kranken Zeitpunkte, raschere Triebe, als sonst zu haben scheinen) dann: werden sie beynahe allezeit unheilbar; siechen lange, und endeu ihr mühseliges Leben, wassersüchtig.

Durch dieses traurige Ende gewarnet, von der Liebe zu mir angezogen, und durch das allgemeine Vertrauen auf die Stahllatwerge angelockt: stellt sich seit ein Paar Jahren, bey weiten der größte Theil meiner cachektischen Bergknappen zur Heilung fleißig ein. Sie bekommen zwar nun nur wochentlich einmal, zuweilen zweymal dir angegebene Quantität der Latwerge; Sie reconvalesciren aber doch, obwohl langsamer, welches im ganzen genommen, nichts verschlägt. Die Langwierigkeit cachektischer Krankheiten — sollen sie gut geheilt werden — fordert auch eine langsame Heilung, daher hat der alte Arzt recht, der ingendwo sagt „je langsamer Cacherien geheilt werden, desto geschwinder werden sie geheilt.“

Bey vielen meiner Kranken ist aber gar keine Heilung möglich, theils vielleicht, wegen den nach Grubenbeschädigungen, nicht seltenen Eiterungen eines oder des andern Eingeweides, theils

auch

auch wegen dem nachlässigen Arzneygenusse. In solchen Fällen bin ich froh, wenn ich wenigstens die Gewalt der Krankheit mildern, oder es dahin bringen kann, den Kranken ihr Elend erträglicher zu machen.

Ganz froh würde ich seyn, wenn ich eben so dieser Krankheit vorbeugen könnte, wie ich sie heile. Aber, hierüber läßt sich weder etwas bestimmen, noch anrathen. Da die gewisseste Grundursache unserer Cacherie entweder in den Gruben liegt, diese aber des Bergmannes einzigen reellen Verdienst ausmachen; oder sie in der Nahrung und dem Mißbrauche des Weines zu suchen ist, der Mann aber bey dem Gebrauche des letztern sich eben so wenig mässigen wird, als er unfähig ist, sich eine bessere Nahrung zu schaffen; da des Knappen Armuth noch dazu das ganz verdirbt, was die angeführten Punkte nicht schon verdarben, und da er ganz ausser dem Verhältnisse lebt — nicht Cachektisch werden.

Eben die Hindernisse, welche eine vorbeugende Heilung unmöglich machen, sind auch nebst der Natur der Krankheit die gewisseste Ursache, daß nicht alle Cachektiker genesen können; daß die Heilung bey den meisten erst nach einigen Monaten, bey vielen kaum in einem Jahre erfolgt, folglich langwierig ist; daß nicht selten schon ge-

heilte, bald wiederum auch wohl öfters recidiviren werden, auch daß bey vielen alle Hülfe, nur palliativ seyn kann. Dazu kömmt noch, daß der cachektische Mann nicht so gebrauchen kann oder will, wie er gebrauchen sollte. Nicht wenige fangen wohl zehnmal die Kur an, ohne zu enden, und der arme Knappe ist wegen gleicher Langwierigkeit der Heilung und der Krankheit gezwungen, auch während der Krankheit aus Noth seine Arbeit fortzusetzen, oder wenn er durchaus die Grube nicht befahren kann, sich Tagelang bey den ungesunden Waschwerken anzufesseln, oder aber, wenn er vollends zu aller Arbeit untauglich ist, sich in seiner kleinen elenden Wohnlücke einzukerkern, weil sonst seine Krankheit als eine List sich von den Arbeit zu entfernen angesehen, und er bestraft würde. Es fehlet ihm also gänzlich die Gelegenheit, die durch Krankheit verlohrne Kräften zu erholen, und die bey Cachektischen Krankheiten unentbehrliche Leibesbewegung in gesunder, reiner, athmosphärischer Luft.

Alles dessen ungeachtet, würde aber dennoch die Heilung in dieser und jeder andern Krankheit meiner Bergmänner, geschwinder geendet werden können, wenn die Kranken stets unter den Augen der Aerzten, seyn können. Was nützt es, daß der Kranke, wenn er ausgehen kann, sich selbst dem Arzte stellet, oder im Gegentheil von

diesem besuchet wird? Was nützt ihm der Vortheil eines unentgeltlichen Arzneygenusses? Was die sorgfältigste medizinische Polizey? wenn der Kranke die Arzney wegwirft, wenn er sich auf alle mögliche Art an der Diät versündiget, und wenn er volle Freyheit hat, sich dumdreust, zu Grunde zu richten.

Aus allen aber erhellet: daß es gewiß zur bessern Erhaltung des Knappen, zur Heilung seiner ihm eigenen und gewöhnlichen Krankheiten sowohl, als zur Sicherheit für die folgende Generation des Bergvolkes, ein Spital unentbehrlich sey. So wenig sich ein Spital für Cacherien schickt, so würden sie dort doch besser geheilt werden, weil bey einer Spitalaufsicht schon ihre ersten Keime könnten erstickt werden. Unser kleines Spital ist für die grosse Zahl der Kranken unseres zahlreichen Volkes zu klein, zu unvollkommen: und ohne Spitalaufsicht, ist jede öffentliche Krankenpflege eine Satyre auf Polizey und Oekonomie, vorzüglich bey einem Volke, von dem es so wahr ist, was der Hippokratische Bergarzt **Lentin** sagt „leve non esse ægros, qui nullis legibus novitatem ipsis olentibus obligari se sinunt, solis medicamentis a vi morborum vindicare, ubi aer, contubernales, uxor, palatum et certum quoddam libertatis idolum con-

conjunctis repugnant viribus. Difficile vero, morbos a primis ipſorum inchoamentis jam perturbatos, obſervatione prosequi. "

III.

III.

Entwurf

über ein

Krankenhaus

für das

Bergvolk

in

Schemnitz.

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn

Johann Georg

von

Lagusius,

kaiserl. königl. Rathe und Archiater Professor der Arzneykunst auf der berühmten Universität zu Pisa, der römisch-kaiserlichen Akademie der Naturforscher, des Instituts in Bononien, und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit

dem ehrfurchtsvollsten Gefühl von Achtung

und Verehrung

gewidmet.

invideo sane iis, qui in bene instructis nosocommiis, medicinam faciunt.

Lentin.

Der Entschluß, hier ein Spital für das kranke Bergvolk aufzubauen, ist einer der löblichsten, würdig der Männer, welchen der Staat das Wohl von Tausenden anvertraut hat, deren Schweiß seinen Flor wachsen macht, und deren Erhaltung ihn bereichert.

Zwar zeichneten sich die Anstalten, welche für die k. k. Bergknappenschaft bißher hier gemacht wurden, vor vielen andern Ländern aus, und wenigstens waren sie besser, als gar keine.

Der k. k. Bergmann wird durch Leib- und Wundärzte unentgeltlich besucht; er erhält auf eben diese Art alle benöthigte Arzneyen, und entweder aus königlicher Gnade, oder durch andere gute Wege, den nothdürftigsten Unterhalt wäh-

rend

rend seiner Krankheit. Aber, diese drey Haupttugenden sind bey weitem nicht hinlänglich, ihn ganz oder sicher zu heilen, und ihn von jedem Untergange zu retten.

Seit den drey und dreyssig Monaten *) — durch welche ich hier zu dienen die Ehre habe — war ein Spital für das hiesige Bergvolk mein heissester Wunsch, tägliche Erfahrungen lehrten mich dessen Nothwendigkeit, und das unbeschreibliche Elend, welches der kranke Hauer während einer Krankheit in seiner Hütten zu dulden hat, überzeugte mich hier eben so, wie in Siebenbürgen und dem Banate (meinen damaligen montanistischen Dienstorten) das ausser einem wohleingerichteten Krankenspitale, alle von Allerhöchsten Orten bewilligte Hülfe, ihren Endzweck nicht erreichen wird, allzeit nur Halbhülfe verbleiben muß.

Eben diese Ueberzeugung sehe ich als den Beweggrund an, daß man schon seit dem Jahre 1648. durch oftmalige Fingerzeige und Verordnungen eine so heilige Anstalt bewirken wollte. Die dem montanistischen Publikum eigene Thätigkeit läßt vermuthen, daß man schon lange hier ein ordentliches Krankenhaus haben würde, wenn nicht der Mangel eines tauglichen Platzes der Defect eines hinlänglichen Fundes, die täglich zu

oehe

*) Dieß und den ganzen Entwurf schrieb ich im July 1786.

nehmende Menge der Arbeiter, und daher fließende grosse Anzahl der Kranken, allen Bemühungen sich entgegen gesezt hätten. Diese Hindernisse würdigten alle wegen der Spitalsache vorgenommene Unternehmungen zu leeren Spekulationen herab, und vereitelten die Vorschläge derjenigen, welche vor mir, um ihre Meinungen befragt wurden.

Diese Hindernisse machten auch mich schüchtern, bisher meine Meinung zu sagen. Dazu kam noch: daß ich mich bisher als einen Fremdling ansah, der mit allen Verhältnissen hier noch unbekannt war; daß ich einsah, es solle hier nicht blos darum zu thun seyn, einen anstaltlosen Steinhaufen, wie die bisher gewesene (fälschlich genannte) Krankenhäuser aufzurichten; daß die gegenwärtigen Umstände, und die vormalige Unordnungen, vielmehr ein solides Gebäude, fruchtbringende Anstalten für die Zukunft, segenvolle Vorrichtungen für das Gegenwärtige, und ein Werk fordern, welches unsern spätesten Nachkömmlingen noch zeigen soll: was man unter Josephs Augen für die öffentliche Gesundheit that? daß mir eine blosse Aeußerung unnütz; wohl aber ein überdachter, ein gründlicher, ein ausführbarer (obwohlen mit unsaglichen Hindernissen erschwerter Vorschlag nöthig schien, besonders da

die Zahl der Kranken nicht selten bis auf f. vierhundert anwächst.

Den letzten Punkt find ich zwar nun nicht allerdings mehr so achtungswerth, seitdem mich die Erfahrung belehrt hat: daß blos der Mangel einer guten Wartung, und hinlänglicher Aufsicht, oft auch Verstellung diese Krankenmenge verursachet, und das Mittel (mit 236) des täglichen Krankenstandes, füglich angenommen werden könne, der aber auch bei Spitalsanstalten, um vieles vermindert werden wird.

Langes Nachdenken, und wiederholte Prüfungen machten mit auch die andern Schreckenbilder nicht als solche ansehen, und mir Muth, den Auftrag meiner Behörde zu vollziehen, und gegenwärtig meine Meinung zu sagen.

Erster Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit eines Krankenhauses, für das Bergvolk in Schemnitz.

Die eigentliche Gründe, warum mau schon im Jahr 1648. als die Ordnung der hiesigen Bergbruderladt confirmirt wurde, im 2ten Absatze

derselben * die Nothwendigkeit eines eigenen Kranhaußes für das hiesige Bergvolk erkannte, und man wirklich (zu verschiedenen Zeiten) drey Häuser diesem Endzwecke widmete — die aber freylich wohl, nichts weniger, als einem Krankenhause ähnlich sahen; gar keine Einrichtung — auch mit dem nötigsten Geräthe nicht hatten; und so klein waren, daß sie kaum für ein kleines Dorf, vielweniger für eine Volksmenge von mehreren tausend Menschen paßten — Die Ursachen dieser getroffenen Fürkehrungen; weiß ich nicht. Genug! daß sie ein Zeugniß für die Nothwendigkeit eines Spitals sind, und ich getraue mir zu be-

* Dieser Absatz lautet wörtlich so, „ Und da sich auch der eingelegte Bruderpfenning, nach Beschaffenheit der Gefäll, in etwas vermehren, und über das, was denen Armen, Krankhen, Wittwen und Waisen nothwendig zu raichen ist, ein Übermaß verbleiben wurde, darvon soll das kayserl. Perggricht nebenst Zueziehung der Eltisten aus der Bruderschaft ad pias causas, als zur Erhaltung Kirchen und Schuelen etwas zu conferiren die Disposition haben. Allermeist aber solle ein gesambte Knapp und Heyerschaft dahin bedacht sein, wie sie ein recht allgemeines Bruderhauß köndten stiften und ausrichten, in welchen alle Krankhe und veraltete Keuchler und Pergknappen, in gewisser Ordnung von dem Bruderpfennig unterhalten möchten werden."

behaupten, daß unendlich viele und mehrere Gegenstände diese Nothwendigkeit lehren, als die bloße Verhütung der falschen Schichten, und des großen Arzneyaufwandes, welche beyde Dinge in den leztern Jahren allein machten, daß man diesen Gegenstand wiederum in Erwägung zog.

So gewiß dasjenige nothwendig ist, dessen Gegentheil nicht bestehen kann: so gewiß wird ohne Krankenhaus, das kranke Bergvolk nie gehörig versorgt werden.

Der abgehärtete, arme aber redliche Bergmann arbeitet, biß ihm vor Mattigkeit der Schlegel aus der Hand fällt; Er achtet kleine Unpäßlichkeiten, die gewöhnliche Vorboten oder Anfänge langwieriger Krankheiten, nicht, weil er seine mit allen Müheseligkeiten des Lebens vertraute Natur stärker glaubt, als die Krankheit, und weil er jede Mattigkeit als eine natürliche Folge seiner rastlosen Abarbeitung, ansieht. Höchstens, wenn die Anfälle heftiger werden, verlangt er ein Abführungsmittel, und kehrt schwach von diesem, noch schwächer von der wachsenden Unpäßlichkeit am andern Tage schon wiederum, zur Arbeit zurück. Natur und Kräftenmangel zwingen ihn endlich, einen Fleiß aufzugeben, und doch muß man ihn nicht selten, mit Gewalt nach Hause schleppen.

Da

Da liegt er dann mit einer Rotte, nach Brod jammernder Kinder umgeben, in einem kalten jeder Witterung preiß gegebenen Dachstübchen, oder in einem mit sechs, auch acht Familien vollgepfropften Zimmer, das kaum für eine paßt, und wie eine Backstube geheitzt ist. Er athmet auf einem, mit ein Paar Wolllappen bedeckten Holzlager, die unreinste, mit den schmutzigen Ausdünstungen so vieler Menschen, die von ihren schmundigen Grubenkleidern, und körperlichen Säften, oft auch von mehreren neben ihnen liegenden Kranken, ausdampfende, inpestirte, kaum die Lunge durchgehende Luft ein. Er kämpft mit dem äußersten Brodmangel, der den Arzt in Verlegenheit setzt, ob er für ihn in die Küche oder Apothecke schicken soll. Er ist preiß gegeben dem Geklatsche und den mörderischen Quacksalbereyen aller benachbarten Weiber. Er wohnt gewöhnlich von dem Arzte soweit entfernt *) daß dieser ihn, besonders bey rauher Witterung unter mancherley Gefahren nur selten besuchen

*) Daß die Häuser der Bergknappen auf dem Gehänge der Berge (welche die Stadt von beyden Seiten, der Länge nach einschliessen) zerstreut gebaut sind, und daß auch stundenweit entfernte Gassen hieher gehören, hab ich schon

suchen kann. Und ist auch dieses letztere nicht; kömmt auch der Arzt fleißig, so wird doch sein Rath nur halb befolgt, weil die klüger sein wollende

---

schon in der Topographie erzählt. Um diesen einen Bezirk leichter übersehen zu können, theilte ich mir ihn in 8 Distrikte ein. Täglich besuchte ich in einem, und wenn die Krankenzahl gering ist, in mehreren — die Kranken, welche nicht zu meiner häuslichen Verschreibung persönlich erscheinen können. Oft aber kann ich kaum in einem alle diese Kranke sehen. So war der Fall im dießjährigen Sommer. Ich hatte im Durchschnitt, täglich in jedem Bezirke 15 bis 20 Kranke zu besuchen. Mit der größten Ermüdung konnte ich täglich kaum mit einem fertig werden; so gieng es die Reihe durch, folglich sah mich mancher gefährliche Kranke, trotz meiner rastlosen Abmattung, in acht Tagen kaum einmal. — Ein zweyter, diesem ähnlicher Beweis, daß nicht alle Kranke hinlänglich besorgt werden können, ist die Hauptkrankenvisitation, die wegen einer nöthigen Aushilfe für die Kranke bey der dießjährigen Theurung der Lebensmittel, auch im Sommer 1790. veranlaßt wurde. Jeder Kranke — der ganze Krankenstand begriff 220 — mußte in seinem Hause aufgesucht werden. Die Besuchung geschah täglich früh von 8 bis 12 Uhr Mittags, und Nachmittag von 3 bis 7 oder 8 Uhr Abends, und dauerte — blos in meinem städtischen Bezirke ohne die entferntere Gassen zu rechnen, 3 ganze Tage.

lende Umstehenden aus Vorurtheil und Dummheit den gar oft willigen, aber schwachen Kranken, auf eine andere Seite lenken. Der Arzt muß es sich gefallen lassen, um sich nicht den gröbsten Thätigkeiten auszusetzen, wenn seine Vorschriften gar nicht, oder nur halb befolgt werden; die verordnete Arzney weggeworfen, und jede, auch noch so nöthige chirurgische Operation, verweigert wird.

Daher! wächst jährlich eine beträchtliche Zahl von Krippeln, dem Staate und der Menschheit lästig, zu; daher der Verlust unendlich vieler Augen; daher die herumirrende Schatten siecher Körper; daher eine grössere Sterblichkeit, als ausserdem seyn würde; oder wenigstens: die häufigsten Uibergänge schnell laufender Krankheiten, in chronische.

Geschieht aber auch alles dieses nicht, brauchet auch der kranke Hauer die vorgeschriebene Mittel fleisig, und leidet er keinen Mangel an der ordentlichen Pflegung; so erholt er doch nur schwer seine vorige Kräften wieder, weil er aus Sorgfalt für den Berg und sein Haus, zu frühe das Krankenlager verläßt. Er kehrt mit Mühe zu seiner vorigen Arbeit zurück um nichts zu versäumen, und doch leidet der Grubendienst, wenn man ihn nur so obenhin geheilten Knappen anvertraut, deren festen Theilen es noch an Fe-

derkraft, und deren Nervengebäude es an Festigkeit fehlet. Ein solches lebendes Skelet wird mit seinen Gesellen nur schwache Arbeit machen, seine zitternde Hand wird den Schlegel ohne Frucht auf das Eisen fallen lassen, und sein ausgedorrter Rückgrad kraftlos, auf dem Hunde liegen bleiben. Oft müssen die Beamten einen solchen Arbeiter mit Gewalt nach Hause schicken, um nicht da zu schaden, wo er nicht nützen kann, und um einer Reihe von Rückfällen vorzubeugen, die ihn auf immer zur Arbeit untauglich machen würden.

Aber auch diese Vorsicht ist oft zu spät, alle die Uebel zu verhüten, welche aus der vernachlässigten Erhohlung nach schweren Krankheiten, wo die festen Theile saftlos, und die Säfte verflüchtiget sind, entstehen, die leicht vermieden werden könnten, wenn der Kranke unter gehöriger Aufsicht die Zeit abwartete, welche mehr Kräften gibt, als der kostbarste Gebrauch der sogenannten, stärkenden Mittel.

Diese ist die Lage des redlichen, bey den Bergarbeiten beschäftigten kranken Mannes, ohne Unterschied seiner Beschäftigung, sie mag im Graben, Pochen oder Schmelzen bestehen. Diese zeigt die Nothwendigkeit eines ordentlichen Krankenhauses, in Rücksicht der physischen Erhaltung

des Knappen; die Nothwendigkeit eines solchen für den Nutzen des höchsten Herrendienstes; für die Ersparniß grosser Kosten: gebieten, die mancherley Betrügereyen, und Bevortheilungen, welche ausserdem unmöglich abgestellt werden können, wie es die zum Theil ohne Frucht gebliebene Fürkehrungen, lehren.

Der listige und faule Bergmann ist gelehrt in der Verstellungskunst. Er weis solche Mittel passend anzuwenden, die ihm ein kränkliches Aussehen verschaffen. Er klagt Gebrechen, w. z. B. Gliederschmerzen, Gedärmreissen, Kopfwehe, und eine ganze Reihe von Uebeln, die man ihm glauben muß, weil man sie nicht auf dem Gesichte gezeichnet sieht, und nicht in dem Pulseklopfen fühlt. Er fordert: um die Sache wahrscheinlicher zu machen: Arzneyen, und wirft sie weg (so kostspielig sie auch immer seyn mögen) weil ihm nichts anders fehlte, als die Muße faulenzen zu können. Gewöhnlich spielt er solche Komödien nach den Lohntägen, nach Tänzen und Saufgelagen. Er ist überdieß boshaft, weigert sich die ihm von den Aerzten angebotene Hülfe zu gebrauchen, oder gebrauchet sie äusserst selten. Er liegt oft mehrere Wochen krank, ohne daß der Arzt von seiner Krankheit ein Wort weis, weil er sich begnügt eine Krankenzettel zu haben, und um weitere Hülfe unbekümmert ist.

Die im vorigen Jahre eingeführte vierzehntägige Erneuerung der Krankenzettel hülft dem Uebel eben so wenig ab, als die bestellten Krankenübergeher. Die letztere Fürsicht nützet zwar in der Rücksicht, daß der sich krank Meldende wenigstens zu Hause bleiben muß, und nicht unter dem Deckmantel der Krankheit, andern Verrichtungen nachgehen kann. Die erstere aber erzielet den Vortheil nicht, daß der Kranke fleißiger sich bey dem Arzte melden soll; denn er kömmt nun zwar alle vierzehn Tage selbst, oder schicket eines seiner Angehörigen um eine Arzney, weil er glaubt ausser dem das Krankenzettel nicht zu erhalten; kömmt aber selten öfters, und wirft die Arzney weg. Schicket er aber auch fleißig um Arzneyen, oder dringet der Arzt bey seinen Besuchen ihm solche auf, so müssen sie durchaus solche seyn, welche er aus Eigendünkel, Vorurtheil oder Dumheit, oder auch auf Anrathen anderer Menschen, mit Ungestümm fordert, und nicht selten auf diese Art erhält, weil er ausserdem dem Arzte mit der größten Thätigkeit und Beleidigung begegnen würde, welches selten bestraft werden kann, da er seine Fehler schlau zu bemänteln weis. Oft geschieht die Abforderung solcher eigenmächtigen Verschreibungen blos deßwegen, weil sie der verstellte Kranke nicht für sich, wohl aber für andere gebrauchet, die den unentgeltlichen Arzneygenuß nicht haben, an welchen sie hernach

ver-

verschenkt, oder um geringeres Geld, als in der Apotheke zu geschehen pflegt, verkauft werden. Ich habe mich hier bemühet einen Theil der traurigen Lage des kranken Knappen und seiner Leiden, aber auch der Mißbräuche, und der unzulänglichen Hülfe (welche ihm bisher zufloß) zu schildern. Aber, doch habe ich nicht alles sagen können, (um nicht weitläufig zu werden) was sich hierüber sagen läßt. Meine bisherige Erfahrung lehrte mich, daß die Hälfte, von den für die Hauerschaft anzuwendenden Arzneyen, überflüssig ist, weil diese zum Theil verworfen, und gewöhnlich nicht gehörig gebraucht werden, folglich die gewünschte Wirkung, unmöglich thun können.

Die weite Entfernung der Hauerswohnungen von den Orten der Aerzten, und von einander: setzen oft den Bemühungen derselben Hindernisse entgegen, und hindern sie, die Kranken so oft zu besuchen, zu sehen, und so zu heilen, wie es ihre Pflicht und Wünsche fordern.

Alle die erwähnten Uebel beseitiget ein zweckmässiges ordentliches Krankenhaus; die Gefahr leicht möglicher Seuchen verschwindet; der Ansteckung wird vorgebeugt; häufiger Rückfall verhindert; der Kranke geschwinder und sicherer geheilet; die vernachlässigte Diät (das sicherste Mit-

tel)

tel) handgehabt; die Wiedergenesung beschleuniget, die Aufsicht besser seyn. Die Medikamenten werden nicht versplittert, folglich weniger kostend; die Krankengelder geringer; viele itzt unheilbare Krankheiten heilbar; die Kranken stets unter den Augen der Aerzten, besser versorget; keine chyrurgische Operation kann verweigert, und keine rechtmässige Heilung vereitelt werden.

So viele Vortheile gewinnet der Staat und die Menschheit, bey dem zu errichtenden Hospitale. Wären auch alle diese nicht anlockend, nicht überzeugend von ihrem Nutzen, so ist es die evidente Gewißheit, daß in einem klug eingerichteten Krankenhause, wenigere Arbeiter zu Grunde gehen werden.

Die geseegnete Reihe herrlicher Anstalten für die Gesundheit der Menschen, welche schon allein unsern weisen **Monarchen** unsterblich machen — die läßt mich mit Gewißheit vermuthen, daß nicht noch länger **Sein** getreues Schemnitzer Bergvolk, ohne der unentbehrlichen Spitalhülfe seyn wird. Nicht nur die auffallende Gleichheit, welche die Bergknappen mit Bellonens verehrungswerthen Söhnen haben, daß jene, wie diese zum Besten des Staats ihr Leben, und ihre Gesundheit, der augenscheinlichsten Gefahr ohne grösserer Belohnung Preis geben; nicht nur diese Aehnlichkeit

läßt

läßt mich an der Gnade des Kaisers nicht zweifeln, sondern auch: daß dem Staate, durch dieses Unternehmen keine neue Last zuwächst, da zu dieser menschenfreundlichen Anstalt nur ein Darlehn von einigen tausend Gulden nöthig ist, davon die Gesundheit, und das Leben, eben so vieler tausend Menschen abhängt, deren Erhaltung die Wiederbringung der Auslagen, und die Erzeugung des Goldes, sichern.

Zweyter Abschnitt.

Von der Krankenpflege im Spitale.

Der eigentliche Entzweck eines in Schemnitz zu errichtenden Krankenhauses für das k. k. Bergvolk ist: demselben mehrere Gemächlichkeit, sichere und geschwindere Heilung zu verschaffen, es zu erhalten, und in der Folge mehr Nutzen von den Auslagen zu ziehen, als bißher, wegen den angeführten Ursachen, geschehen konnte.

Es ist also allerdings nöthig, die Pflege für dieses Haus, und die in demselben zu Versorgende, so einzurichten, daß der Endzweck der Unternehmung erfüllet, die Oekonomie des Hauses besorget, und jeder Schritt mit Fürsicht, Geduld, und pünktlichem, menschenfreundlichem Eifer gemachet werde.

Ich finde es zur Uebersicht des Ganzen, und zur künftigen Richtschnur nötig, die Krankenpflege in folgenden Abtheilungen zu betrachten, und zwar I. die geistliche, II, die medizinische, III. die diätetische Krankenpflege.

I. Von der geistlichen Krankenpflege.

Von einer einzigen Unterredung eines Kranken mit seinem Seelsorger kehret oft die verlohrne Ruhe in sein Herz zurück, ohne welcher keine Hülfe für sein körperliches Uebel, gewesen wäre.

Der Kranke sieht auf seinem Leidenlager den Diener des Altars als den Engel Gottes an, der ihm von oben herab durch seine Gebet und einem Rathe, Linderung seiner Schmerzen bringet.

Daher ist während einer schweren Krankheit der Seelenarzt gemeiniglich eben so nothwendig, als der des Körpers; um so nötiger aber in einem Hause, wo viele solcher Menschen versammelt sind, wo die Angst durch den Anblick mehrerer Leidenden vermehrt wird, und wo keine Stunde sicher ist, in welcher der Mittler zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, unentbehrlich wird.

Aus diesen Beweggründen ist es nötig, einen eigenen Priester in dem Krankenhause zu haben. Um aber neue Auslagen zu sparen, so könnte einer von denen Herren Kaplänen der Stadtpfarrei*) stets in dem Krankenhause seyn, oder wenigstens mit andern seiner Gespänen wöchentlich abwechseln.

Dieses dürfte meines Erachtens keinem Widerspruch unterworfen seyn, da ohnehin jährlich die Kammer für die Seelsorger einen nahmhaften Beitrag gibt, und da die Herren Kaplänen noch gewännen, weil sie bey dieser Anstalt nicht mehr zu so vielen Kranken zerstreut laufen dürften, sondern die gröste Zahl an einem Orte versammelt hätten.

Es soll aber dem Kranken nicht verwehrt seyn, einen andern Seelsorger zu wählen, zu dem einer oder der andere sein ganzes Vertrauen hat, und ich zweifle nicht, daß einer von den hier in der Stadt anwesenden Priestern im Begehrungsfall, seine Hülfe verweigern sollte.

Eben so wenig darf bey protestantischen Kranken die Herbeirufung ihrer Geistlichen verwehrt werden, daher sich auch keiner dieser Religionsgenossen fürchten soll, ohne diesem Troste bleiben zu

*) Abwechselnd mit der Pfarre am Windschachte.

zu müssen, oder gar zur Annahme Unserer Religion gezwungen zu werden.

Damit der katholische Priester nicht bey jedem Nothfalle in die entfernte Kirche laufen müsse, so soll der Hostienkelch in dem Spitale selbst aufbewahret werden, zu welchem Ende in dem Mitteltheile des Spitalgebäudes eine kleine Kapelle zu errichten kömmt. Der dazu angezeigte Raum ist hinlänglich, daß die in dem Spitale dienende Partheyen täglich der heiligen Messe (welche der Spitalkaplan halten soll) beywohnen können. Auf dem Chore, und in den beyden an die Kapelle anstossenden Zimmern des ersten Stockwercks (welches ohnehin Rekonvaleszenten bewohnen) können sowohl die Kranken dieser Zimmer, als auch die Wiedergenesenden der benachbarten, täglich der Messe und dem Abendgebete beywohnen.

In jedem Zimmer werde ein geschnitztes Kreuzbild aufgemacht, unter welchem ein Bettschemmel und ein Tischchen anzubringen ist, auf welches der Priester den Kelch bey der Darreichung des heil. Abendmahls, setzen könne. Auf dieser Stelle bete der Priester oder eine andere von ihm dazu bestellte Person täglich das Morgen- und Abendgebet, welches aber die Kranken nur in der Stille nachbeten sollen.

Eben diese Stille hat auch der Priester bey dem letzten Gebete mit dem Sterbenden zu beobachten, damit nicht etwa durch ein allzulautes Zusprechen die Ruhe im Krankenzimmer gestöhrt werde, und fürchterliche Eindrücke auf die schwachen Kranken gemacht würden.

Der letzte Dienst, welchen der Priester einem Kranken zu erweisen hat, ist nach dem Sterbefall ihn zur Grabstätte zu begleiten, und dieß soll grade um etwanige Kosten zu ersparen, durch den Priester des Hauses geschehen, ausgenommen bey andern Religionsverwandten, die ohnehin ihre Geistliche begleiten werden.

Uebrigens wäre es gut, wenn die Begräbnisse Nachts (besonders da diese durchaus, auf dem allgemeinen Leichenacker der Stadt geschehen sollen) ohne allem Geräusche oder Aufsehen vorgenommen würden. Wenigstens soll aber (wenn dieses nicht thunlich wäre) aller Zulauf bey Leichen im Spitale nicht geduldet, der todte Körper ohne alle Rücksicht niemand gewiesen, und gar keine Leichenkosten, (ausgenommen höchst selten im nothdringendsten Falle) von der Spitalkassa gefordert, sondern wie itzt von den Angehörigen des Verstorbenen besorgt werden.

Der Priester habe das für ihn bestimmte Zimmer unentgeltlich zu bewohnen, das er sich aber, wenn er in dem Spitale fixirt ist, selbst, oder im Falle er mit den andern Kaplänen abwechselt, der Herr Pfarrer zu möbliren hat. Auch die Kost erhalte er von dem Koche des Spitals, dafür jedoch die Pfarrerey ein (bey ihr ohnehin für jeden Kaplan fixirtes) Kostgeld entrichten kann. Die Heitzung des Ofens verschaffe das Spital ohnentgeltlich.

II. Von der medizinischen Krankenpflege.

Alle kranken k. k. Bergleute, welche in Schemnitz, Dilln und den benachbarten Gassen d. i. auf dem Windschachte, in Hodritsch, Steplitzhof, und Schüttrisberg wohnen, haben auf die Versorgung im Krankenhause ein Recht, und ich glaube, daß von dieser, auch nicht die in Schernowitz wohnende Hüttenleute ausgeschlossen, ja, daß sogar mit langwierigen aber heilbaren Krankheiten behaftete Knappen von Kremnitz und Neusohl, hieher gebracht werden können.

Jeder Hauer, der sich krank meldet, soll sich bey der täglichen Disposition, welche täglich der Leib- und Wundarzt vorzunehmen haben,

zeigen, und den Ausspruch gewärtigen, ob er gleich in dem Spitale bleiben, oder noch einige Tage zu Hause abwarten solle. Wird er in zwey oder dreytägiger Frist von dem Krankenübergeher wirklich krank gefunden, so melde dieser es im Spitale, daß man um jenen mit dem Krankensessel schicken könne. In den weiter entfernten Gassen, aus welchen sich der Kranke nicht selbst melden kann, wache der Krankenübergeher (der täglich die von der Arbeit Ausgebliebene bey der Anstalt leicht erfahren kann (daß keiner über drey Tage ausser dem Spitale Krankheitshalber bleibe. Wo keine Krankenübergeher sind, besorge der Vorgesetzte jeder Arbeit durch einen gemeinen Arbeiter, die Anzeige an das Spital; jedoch müssen diese Anzeigen schriftlich geschehen, damit nicht etwann Uibelgesinnte, die Trager auf dem Weg foppen.

Sollten sich Fälle ereignen, daß ein Mann schon bey der ersten Nachricht (die von ihm an das Spital kömmt,) so gefährlich darnieder läge daß seine Transportirung unmöglich wäre, so seye es der Aerzte Pflicht, ihn in seinem Hause, so, wie bisher zu besorgen. Ausserdem müssen alle Kranken ohne Unterschied Hülfe im Spitale suchen, und nur dort unentgeltlich Arzney erhalten, so zwar: daß sie so gar Ausleerungsmittel, (wenn sie auch nichts anders, als diese nöthig hätten)

im Spital gebrauchen. Die sogenannte Präservativkuren müssen durchaus unterbleiben, weil grade auch dadurch der jährliche Apotheckerkonto hoch anwächst, und damit viel Mißbrauch getrieben wird.

Es kann dem kranken Haüer genug seyn während einer Krankheit im Spitale Hülfe zu finden, und gewisser geheilet zu werden. Er soll daher, wenn nur ihn, nicht aber die Natur darnach lustet, die eigenmächtig bis itzt anverlangte sogenannte Vorbeugungsmittel die Laxiren, Schwitz- und Brechmittel selbst bezahlen.

Unter diesen Vorbeugungsmitteln sollen die Aderlässe, an welche die hiesige Haüerschaft gewöhnet ist, allein ausgenommen seyn. Derowegen hätten sich diejenigen, welche sich Gewohnheitshalber Aderlassen wollen, im Spitale (während der Dispositionsstunde) zu melden, wo, wenn es räthlich gefunden wird, durch die chirurgische Assistenten ihr Verlangen erfüllt werden kann. Da nun alle Aderlässe in dem Spitale gemacht würden, so müßten die bestimmte Aderlaßgelder, demselben zufallen.

Jeder kranke Haüer muß also ohne aller Ruckficht in das Spital aufgenommen werden,

und

und nur wenige Punkte sollen für eine Ausnahme gelten. Diese wären.

1mo. Wenn, (wie erwähnet wurde) es gleich bey dem Anfange der Krankheit auf keine Weise thunlich wäre, ihn in das Spital zu bringen.

2do. Wenn sich (wider Vermuthen) die Zahl der Kranken so sehr jemals anhäufte, daß nicht alle Kranken im Spitale Platz fänden.

Zwar hoffe ich, daß nach dem Maßstabe von 200. Personen (der mir zur Spitalversorgung gegeben wurde) immer noch Better leer bleiben werden, in welche, da ohnehin die k. k. Hauer den Vorzug haben, auch gewerkschaftliche, (um eine gesetzmäßige Bezahlung) aufgenommen werden können. Sollte aber doch wider Vermuthen der Platz jemals mangeln, so müßte von der Regel eine Ausnahme gemacht, und in diesem Falle der kranke Hauer in seinem Hause geheilet, und mit einem (auszumessenden) den Umständen angemessenen Geldbetrag versorget, jedoch sobald ein Platz leer würde, gleich in das Spital gebracht werden.

3tio. Werden unheilbare Krankheiten von dem Spitale ausgeschlossen.

Nicht jede chronische Krankheit ist unheilbar, und bey guter Behandlung sogar langwierig. Derowegen und weil gerade die chronischen dem armen Knappen das meiste Elend verursachen, können nicht alle langwährenden, sondern nur die Unheilbaren eine Ausnahme machen, aber auch bey diesen ist vorher alle mögliche Hülfe, zu versuchen.

Ich glaube nicht, daß man den grausamen Entschluß fassen wird, venerische Kranken von der Spitalsversorgung auszuschliessen, gleichwie wirklich ein Befehl in all unseren Bergorten vorhanden seyn soll, keinen solchen Kranken unentgeltlich Arzneyen zu machen.

Da der Staat dieses Uebel durch keine Wache abhalten kann, so muß er es wenigstens zu mildern suchen. Ist aber bey der Armuth des hiesigen Volkes zu vermuthen, daß es für dieses höllische Uebel die gehörige Heilung finden, oder suchen werde? Ist es nicht vielmehr zu befürchten, daß, wenn hier nicht durch öffentliche Hülfe geholfen wird, die Natur durch eine grössere Verbreitung des Giftes sich rächen dürfte? und endlich, es kann dem Staate nicht gleichgültig seyn, die stärksten Unterthanen gebrochen, siechen zu sehen, da es nur an ihm liegt, ihnen wiederum ihre vorige Kraft zu geben. Auch ist zu bedenken

ken, daß unter solchen Unglücklichen viele sind, die schuldlos zu einem solchen Uebel gekommen sind.

Ueberhaupt solle dem Hospitalarzte die Aufnahme der Patienten ganz allein überlassen seyn. Er muß mit seiner auf sich habenden Pflicht am besten die Gründe zur Aufnahme eines jeden beurtheilen können, und im Stande seyn, solche Entschlüsse zu fassen, die zum Dienste des Ganzen zweckmässig sind.

Sobald der kranke Hauer im Spitale aufgenommen ist, so werde er in Gegenwart eines Assistenten von zwey Hausknechten entkleidet, ihm die Spitalskleidung angezogen, und er in das von dem Ordinarius bestimmte Zimmer geführet. Seine Kleidung beschreibe der Spitalsschreiber unter einer Numer des Spitalskleidungs-Buches, er lasse sie zusammenbinden, hefte eine dem Buche gleichlautende Nummer daran, und bewahre sie in den dazu gewidmeten Behältnissen. Diese Kleider werden dem Eigenthümmer gleich bey seinem Austritt aus dem Spitale, oder im Fall er gestorben ist, seinen Erben zugestellt.

Bringt der Kranke Geld mit sich, so werde es ihm bey dem Eintritt in das Spitale ebenfalls abgenommen, von dem Spitalschreiber beschrieben und verwahret. Eine solche Abnahme

muß stets vor Zeugen geschehen, die in dem Einschreibbuch zu benennen sind, und die bey der Rückgabe des Abgenommenen an den Eigenthümmer oder seine Erben, ebenfalls zugegen seyn müssen.

Ist der neue Ankömmling im Spitale so krank, daß er gleich in das Bett gelegt werden muß, so erhält er nur ein Hemd, eine Schlafhaube ein Nasentüchel, folglich keinen Schlafrock, der nur gegeben wird, wenn der Kranke sich ausser dem Bette aufhalten kann, oder muß.

Bevor der Kranke in das Bett gelegt wird, müssen ihm das Gesicht, die Hände und die Füße mittels eines Tuches, mit warmen Wasser gewaschen werden.

Gleich bey dem Eintritte in das Krankenzimmer erhält der Kranke einen im Spital gewöhnlichen Trank, und bei dem nächsten Besuche des Ordinarius, die nöthige Arzneyen.

Ueber dem Bette muß eine Tafel aufgehangen werden, auf welcher des Kranken Name, Krankheit, desselben Tag und Dauer, und die Arzneyen, welche er gegenwärtig genießt aufzuschreiben sind. Diese Tafel nimmt der Patient mit, wenn

er sein Zimmer, mit einem andern verwechslen muß. Ein solcher Wechsel kann geschehen: wenn der Kranke von einem mehr oder minder Gefährlichen abzusöndern ist, wenn er anfängt der Gesellschaft der Uebrigen in selben Zimmer befindlichen Kranken lästig und gefährlich zu werden, es seye durch Geschrey, Raserey, oder seine Krankheit.

Frühe und Abends an jedem Tage besuche der Leib- und Wundarzt alle Kranken, und verordne nach reiflich erforschten Umständen diegehörige Arzney, welche zwar nicht leckerhaft, nicht kostbar, jedoch so viel möglich angenehm seyn soll. Hingegen kann in dem Spitale keine Weigerung des Patienten wider dieselbe Platz finden. Der Kranke muß sich nach den Gesetzen des Hauses, und den Verordnungen des Arztes fügen, und ist im Gegentheil mit anwendbarer Schärfe, dazu zu zwingen.

Eben so gilt auch keine Weigerung in Rücksicht chirurgischer Operationen. Da der Wundarzt gewiß allzeit ein geschickter erfahrener, und verständiger Mann seyn wird, so hängt es nur von ihm ab, nach seiner Einsicht zu handeln, und ist sich nach des Kranken willen nicht zu achten, ausgenommen bey Amputationen. In diesem Falle ist dem Kranken die Nothwendigkeit der Operation, und die gefährliche Folgen der Unterlassung vor-

zustellen, und durch heilige und profane Beredsamkeit seine Einwilligung zu bewürken. Sollte er aber dazu nicht zu bereden seyn, so kann er auch nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden, weil ein Mensch, so lang er lebt, Herr seiner Glieder ist, und nur er die Folgen seines Starrsinns zu büßen hat.

Jede chirurgische Operation muß in einem eigenen von den übrigen abgesonderten Zimmer geschehen, damit die andern Kranken nicht durch das Geschrey, und die bey jeder Operatirn entstehende Gefühle beunruhiget, und in ihrem Zustande verschlimmert werden. Aber keine Operation von grosser Wichtigkeit soll vorgenommen werden, über welche nicht vorher sämtliche Aerzte des Hauses gemeinschaftlich, allenfalls auch mit den Wundärzten der Stadt sich berathschlaget haben.

Die höchst nöthige chirurgische Instrumenten sind bereits aus königlicher Gnade beygeschaft worden. Diese können in dem Zimmer, wo die Operationen geschehen sollen, in einem Kasten verwahret werden, über welche die Aerzte des Hauses ein Inventarium führen, und sie stets rein, gut erhalten sollen. Ich zweifle nicht, daß in der Folge, wenn sich die Nothwendigkeit zeigen sollte, noch mehrere dürften beygeschaft werden. Noch mehr ist aber zu wünschen, daß stets genug

Vor-

Vorrath zu den nöthigen Charpien und Compressen anwesend sey.

Eines der nöthigsten Geräthschaften ist ein Vorrath, von Bruchbändern. Es soll von solchen eine beträchtliche Anzahl vorhanden seyn, weil sie sehr nöthig sind für die Bergleute. *) Eine grosse Menge des Bergvolkes hat Brüche, und beynahe das Drittheil von den Provisionirten ist blos durch Brüche, zum Grubendienste untauglich; wären bis itzt Bruchbänder angeschaft worden, so würde die Hälfte von denen durch Leibschaden untauglich gewordenen Knappen noch arbeiten können, weil sie diese weniger hindern würden, oder wenigstens nicht so bösartig geworden wären.

Der Hauer ist zu arm, um sich Bruchbänder beyzuschaffen, oder vielmehr, er schützet in diesem Falle seine Dürftigkeit vor. Diesem könnte dadurch abgeholfen werden, daß jeder, dem ein Bruchband nöthig ist, ein solches in dem Spitale bekommen könnte. Damit diese aber nicht verlohren

*) Vor zwey Jahren war ich so glücklich diese Wohlthat auszuwirken, die nun fortdaurend ist, und zwar so: daß jedes abgenützte Bruchband mit einem neuen vertauscht werden kann.

lohren gehen, so soll derjenige, der eines empfangen hat, in einem eigenen Buche vorgemerkt werden. Ein solcher hätte sich noch dazu alle Vierteljahre in das Spital zu stellen, und sein Band vorzuzeigen, das aber, wenn er stürbe, an das Spital zurückzustellen käme. Sollte diese Art der Bruchbänder-Vertheilung zu kostspielig, oder unthunlich befunden werden, so könnten zwar die Bruchbänder an die Bedürftigen vertheilet werden, jedoch müßte der Betrag dafür jedem, der eines bekommen hat, bey der nächsten Löhnung ganz, oder bey mehreren Successive abgezogen werden.

Der vorzüglichste Theil der Heilung innerlicher Krankheiten beruhet (ausser der pünktlichsten Diät, die ich im dritten Absatze betrachten werde) auf der vorzüglichsten Auswahl der Arzneymittel, und auf guter Wartung.

Die Arzneyen müssen frisch, gut gewählet, in hinlänglicher Menge vorräthig seyn, und es muß vorzüglich auf deren Zubereitung, und die Klugheit im Vertheilen, gesehen werden. Daher wird die strengste Aufsicht über die Apotheke des Spitals, erfordert.

Ich halte dafür, daß es zum Vortheil der Spitalrevenüen zuträglicher wäre, wenn nicht die Bergkammer das ganze Apothekengeschäft besorgte,

sondern

sondern dieses einem sichern Mann, der dafür haften kann, übertragen würde.

Obwohl ich glaube, dieß allein bürge schon für meine Meynung, daß man beynahe aller Orten, und sogar in dem Wienerischen Krankenhause eben dieses thun, so will ich doch noch dazufügen:

1. Daß es beschwerlich, und beynahe unthunlich wäre, auf die Rechnung des Krankenhauses alle die nöthige Materialien beyzuschaffen, und sich deßwegen mit allen den Handelsplätzen in Correspondenz zu setzen, wo die Waaren um die leichtesten Preiße zu haben sind.

2. Daß bey dem grossen Vorrathe der nöthigen Materialien ungemein vieles jährlich verdirbt, das weggeworfen werden muß, für welches also das ausgesetzte Geld verlohren ist.

3. Daß, wenn man diesem jährlichen Verluste, noch alle die nöthige Auslagen für die Besoldungen eines Provisors, eines Gesellen, eines Laboranten, eines Hausknechts, für die Abnützung der Geräthschaften, für die Fracht und Mauth der Waaren hinzufüget, gewiß der gehofte Profit äusserst klein, oder gar nicht sich ergeben würde.

Ich glaube also vielmehr nützlich zu seyn: wenn man mit einer wohlhabenden, der Sache gewachsenen Privatperson einen Vergleich eingienge, die täglich nothwendige Arzneyen um einen zu bestimmenden Preiß zu liefern, ohne daß die Spitaldirektion nöthig hätte, auf etwas anderes, als die Güte und Aechtheit der Arzneyen zu sorgen.

Des Apotheken-Eigenthümers Pflicht wäre, alle von dem Spitaldirektor vorgeschriebene Materialien in genugsamer Quantität, und gehöriger Qualität vorräthig zu halten; aus diesen die Arzneyen nach den Vorschriften der Aerzte zusammenzusetzen; zu deren Zubereitung ein hinlängliches Personale (das sich genau nach den Anordnungen der Spitaldirektion zu achten hätte) zu halten, und die Apotheke mit den nöthigen Geräthschaften, einzurichten.

Hingegen dürfte demselben dafür zugestanden werden, den bestimmten Betrag der angesetzten specifizirten und von den Direktor zahlbar erkannten Arzneyen vierteljährig zu erheben, diejenigen gebrochenen Geschirre, in welchen er die Arzneyen in die Spitalzimmer liefert, um einen billigen Preiß vergütet zu bekommen, und das Apothekenzimmer, das Laboratorium, das Quartier für

das Apotheken-Personale, die Heizung der Oefen unentgeltlich zu genießen.

Schon vor einiger Zeit habe ich die hiesigen drey Apotheker zusammenberufen, und sie befragt, ob sie sich getrauten (im Fall das Spital zu Stande käme) das Apotheken-Geschäft in demselben zu übernehmen. Ich stellte ihnen dabey vor, daß: wenn auch die Bezahlung geringer als bisher geschähe, sie doch immer dabey gewinnen könnten, besonders da (wenn sie gemeinschaftlich die Sache übernähmen) sie doch dann jährlich einen Nutzen hätten, da sie gegenwärtig abwechselnd nur alle dritte Jahre die Lieferung für die königl. Hauerschaft haben. Ich gab ihnen Bedenkzeit, und sie äußerten sich endlich: daß sie entschlossen wären die erwähnte Pflichten, jedoch nur mit dem Abbruche eines Viertheils von der itzigen Taxe zu überrechnen. Wahr ist es, daß die Fracht und die Mauth viel kostet, auch der Absatz im Ganzen genommen nicht allerdings groß seyn wird, ich glaube aber doch, sie würden sich auch endlich zur k. k. Militär-Taxe (welche beynahe um die Hälfte geringer ist, als die Civil) verstehen, und in diesem Falle dürften sie vor andern den Vorzug haben, besonders da, wenn sie die Lieferung an die k. k. Bergkammer verliehren, einer von ihnen gewiß zu Grunde gehen muß, indem sich drey Apotheker von dem hiesigen Publikum un-

mög-

möglich ernähren können, und weil sie bisher immer redlich, und untadelhaft die Arzneyen geliefert haben. Jedoch müßte — wenn ihnen die Bedienung des Spitals zugestanden würde — dieses Geschäft von ihnen gemeinschäftlich, und nicht (wie die bisherige Lieferungen) alternative übernommen werden. Gemeinschaftlich können sie die Kosten besser bestreiten, gemeinschaftlich sicherer für etwa vorgehende Fehler haften; gemeinschaftlich sollen die daher die Kosten tragen, und die Vortheile geniessen, die Apotheke und das Laboratorium mit dem nöthigen Geräthe einrichten, Arzneyvorrath beyschaffen und ihr Personale bezahlen; nur soll vierteljährig ein Anderer die Direktion der Apotheke übernehmen. Im Weigerungsfalle werden sich gewiß noch andere sichere Männer finden, die das hiesige k. k. Bergvolk in dem Spitale um eben die Taxe mit Arzneyen versorgen werden, um welche das k. k. Kriegsheer versorget wird. *)

Daß

*) Die Arzneylieferung von den hiesigen Apothekern für das hiesige k. k. Bergvolk geschieht itzt beynahe in das zweyte Jahr, un verminderte Taxe. In ihren Rechnungen (die vierteljährig bey der Behörde eingereichet werden) zwar die abgelieferte Arzneyen nach der ganzen k. k. Provin-

Daß die Wartung der Kranken einer der wichtigsten Theile bey derselben Heilung sey, habe ich oben gesagt. Hier setze ich diesen noch hinzu, daß, wenn diese bey Privatpersonen erforderlich ist, sie in Spitälern ohnentbehrlich wird. Aber! diese Wartung muß bestimmt, muß ordentlich seyn.

Dieses zu erzielen ist es nothwendig, rechtschaffene, nüchterne, unverdrossene, gesunde Leute dazu anzustellen. Mir scheint es vortheilhaft, wenn zur Krankenwartung bloß Weiber genommen werden, weil dieses Geschlecht zu solchen Geschäften mehr, als das männliche tauglich ist. Es ist mehr zum Mitleide gestimmet, thätiger, unverdrossener, und mehr an derley Geschäfte gewohnt, die bey der Krankenwartung vorkommen.

Vielleicht könnten dazu kinderlose, oder mit wenigen Kindern behaftete Wittwen genommen werden, die noch Kräften genug besitzen, und

M bey

vinzial-Taxe angesetzt, von der geschlossenen Summe aber 15 Gulden von einhundert Gulden abgezogen. Mehr abzuziehen fand man bey höherer Stelle für die hiesige Ortslage, unthunlich.

bey der Kammer oder Bruderlade eine Pension genießen, dadurch könnte ihr Wittwenhalt ganz, oder wenigstens zum Theil ersparet, und diese Ersparung dem Spitale zugewendet werden.

Um aber diejenigen, welche zur Krankenwartung aufgenommen werden dürften, mit ihren Pflichten genau bekannt zu machen, und von ihrer fehlerlosen Dienstfertigkeit versichert zu seyn, bin ich bereit, (wenn das Spitale zu Stande kömmt) denenselben ihrem Verstande angemessene Vorlesungen über die Krankenwartung zu geben, und diese zu wiederhohlen, so oft einige neue eintretten. Die Aufsicht über die Krankenwärterinen kann einem, der geschicktesten Assistenten, anvertraut werden.

Unter der diätetischen Krankenpflege, verstehe ich die Rucksicht die man auf die Luft, die Kleidung, die Better, die Reinigkeit und Bewegung der Kranken, nehmen muß.

Die Luft—dieses unentbehrliche Mittel für das Leben aller vegetirenden Körper — in dem Spitale rein zu erhalten, soll eine der vorzüglichsten Sorgen seyn. Ich bin fest überzeigt, daß blos aus dieser Vernachlässigung, viele unserer Knappen sterben.

Der

Der Bergmann arbeitet dreyviertel Theile des Tags in der Grube, stets bösen Wettern (verdorbner Luft) ausgesetzt, und zu Hause in seinem kleinen eben so schlechten Loche — das noch überdieß mit mehreren als seiner eigenen Familie angefüllt ist— athmet er abermals schlechte, faulende ein, die gewiß, wenn sie nicht die Ursache seiner Krankheit ist, doch unfehlbar sie ärger, gefährlicher machet, und das tödende Spitalfieber zuwege bringt.

Eben diese Krankheit ist aber auch in einem Spitale zu befürchten, noch leicht möglicher und gefährlicher, wenn nicht alle Vorkehrungen getroffen werden, welche die Luft reiner halten, oder wenigstens verbessern.

Die Luft eines Spitals kann verdorben werden

1mo. Wenn dasselbe in einer nassen, morastigen Gegend sehr tief, oder so liegt, daß es von den Winden nicht recht bestrichen werden kann.

Diese Ursache der Verderbniß der Luft ist aber bei dem hier zu errichtenden Spitale nicht zu befürchten, weil es auf einem erhöhten Platze gebauet würde, dessen Lage vor den genannten Schaden sichert.

200 Durch enge, niedere, mit Kranken angehäufte Zimmer.

Gemeiniglich folgt man bei dem Baue eines Spitals weniger dem Arzte, als dem Baumeister, weil dieser Ersparniß vorschützet, wenn er die Zimmer so niedrig macht, wie eine Mönchszelle, oder wenn er, um Baumaterialien zu sparen, einen soviel möglich kleinen Raum für eine grosse Patientenzahl widmet, dagegen der Arzt recht viel leeren Platz zur Bewegung der Luft wünschet.

Da ich diesen Eigensinn hier nicht befürchte, und einen ganz andern Begriff von einem Spitale, als von einem traurigen Gefängnisse habe, so ist in den beigelegten Rissen der Krankensäle Höhe auf drey Klafter, weniger einen Fuß, die Länge auf zehn bis eilf Klafter, und die Breite etwas über vier Klafter, bestimmt.

Um die Anhäufung der Kranken in einem Zimmer zu vermeiden, wird es nothwendig seyn, in den größten Krankensälen höchstens zwanzig Kranke unterzubringen, und diesen so vielen Raum einzuräumen, daß bey einer minder behutsamen Regie, auch mehrere unterkommen könnten

So sehr ich auch glaube, daß in einem Saale von der gegebenen Grösse ohne allen Schaden zwanzig Kranke gelegt werden können, so wünsche ich doch: daß man einen jeden Kranken, sobald er anfängt der Gesellschaft der übrigen Kranken durch Geschrey, Raserey, oder seine Krankheit lästig zu werden, oder sobald er sich dem Tode nahet, in ein anderes, abgelegenes, besonders Zimmer bringe, und da so lange liegen lasse, bis er ohne allen Nachtheil der übrigen Kranken, wiederum in ihre Gesellschaft gebracht werden kann.

Scorbutische, venerische, aussätzige Kranke dürfen aber gar nie in die grösseren Säle aufgenommen werden, sondern müssen stets in kleinere Zimmer unterbracht werden — darum zum Theil, sind in dem Plane 8. kleinere Zimmer, angezeigt worden.

3tio. Durch die Ausdünstungen der Lichter, Nachtlampen, Stuhlgänge und Harnwässer.

Diese Ausdünstungen zu verhindern, oder wenigstens zu vermindern, muß von allen Seiten getrachtet werden. Daher soll es auch den Krankenwärterinen nicht erlaubt werden, bey Inslit-Kerzen, Nachts ihre Verrichtungen vorzunehmen. Der Schein von ein Paar Nachtlampen, kann für

ihr Geschäfte hinlänglich, und wo sie durchaus eine Kerze nothwendig haben, soll diese allzeit von Wachse seyn.

Die Nachtlampen (in Zimmern aufgehangen) verursachen einen lästigen Dunst, der die schwachen Augen, besonders die Lungen der Kranken stets reitzet, den Kopf einnimmt, und Schwindel und Schmerzen verursachet.

Dieser Beschwerniß kann abgeholfen werden, wenn ober einer jeden Thüre der Krankenzimmer ein Loch durchgebrochen, und dieses auf jeder Seite mit einer Glasthüre, verschlossen wird. Durch die Mauer soll auf der Gangseite eine eiserne Röhre gezogen werden, die quer über den Gang sich durch dessen äussere Mauer in den Haushof öfnete. Auf diese Art würden die Zimmer, und auch die Gänge genugsam beleuchtet, der Rauch und Dunst aber in die freye Luft abgeleitet werden.

Es wäre zu wünschen, daß bey der unvermeidlichen Nothwendigkeit, bey jedem Bette in den Krankenzimmern einen Leibstuhl zu haben, sich ebenfalls ein Mittel angeben liesse, dem Schaden ganz abzuhelfen, den die faulen Stuhlgänge verursachen. Dieser ließ sich zum Theil

dadurch abhelfen: zwischen zwey Betten dort, wo immer ein Leibstuhl zu stehen pflegt, unten in der Mauer ein Loch zu machen. An dieses soll im Krankenzimmer ein hölzerner (wie die gewöhnlichen) Leibstuhl angebracht werden, der das Behältniß für die Exkremente in sich fassen, jedoch keine Ruckenwand haben muß. Von aussen (in den Gängen) sind diese Löcher mit Thüren zu verschliessen. Nach jeder Stunde müßte eine Krankenwärterin, oder ein Hausknecht in den Gängen diese Thüren öfnen, die Exkremente wegnehmen, sie in den Schlauch leeren, oder in einen Abtritt, bis zur nächsten Visitte des Arztes, aufheben. Eben so könnten in den kleinen Löchern, die Leibschüsseln oder Harngläser, zur Seite gesetzt werde

Könnte man eben diese Vorsicht auch zwischen den Betten an den Gassenwänden anbringen, so würde es ein unschätzbarer Vortheil seyn; da aber dieses nicht seyn kann, so ist es wenigstens gut, daß auf die erwähnte Weise, die Hälfte schädlicher Ausdünstungen beseitiget wird.

4to. Durch die grosse Hitze in den Krankenzimmern.

Die Hitze in den Krankenzimmern wird, besonders im Winter, durch die Heitzung der Oefen

 ver-

vermehrt. Es würde daher weit vorzüglicher seyn, statt der Oefen Kamine zu bauen, die aber von geflochtenem Eisendrath Thüren haben müßten, damit sich nicht etwa rasende Kranke, durch das Feuer beschädigen.

Kamine bringen den Vortheil des wenigern Holzverbrandes, man kann nach Willkühr das Feuer vermehren, oder vermindern, vorzüglich aber tragen sie wegen des Zuges, vieles zur Reinigung der Luft bey.

Es ist möglich, daß man mit mir wegen dem Gebrauche der Kamine in den Krankenzimmer, verschiedener Meinung wäre, und statt diesem doch die gemeine Oefen vorgerichtet werden dürften? In diesem, und vielleicht in jedem Falle könnte der Ofen, welchen der Herr Hofmathematiker **von Nagel** erfand, und Herr D. **Fauken** beschrieb, wohl bisweilen den Vorzug haben.

„Dieser Ofen — welcher von gewöhnlicher Hafnererde, einer runden, gleichweiten oben gewölbten Gestalt, und einer mit dem Zimmer verhältnißmässigen Grösse ist — steht auf einem eisernen Fußgestell.“

„Mitten

„Mitten in dem Ofen muß ein eiserner, überall recht gut geschlossener Kessel nach der Form des Ofens (doch nur einige Zolle, jedoch enger und minderer) als dieser, folglich frey eingemacht werden.“

„Aus dem Boden des Kessels (welchem von allen Seiten die Flammen des auf dem gewöhnlichen Holzplatze brennenden Feuers berühren) geht eine eiserne Röhre durch den Ofen bis auf den Fußboden, wo sie sich in zween Aeste theilet, welche mit zwey Röhren — die von Holz oder Blech gemacht werden, gut befestiget seyn müssen, deren eine unter dem Fußboden, gegen die Nordseite, die andere eben so, aber gegen Mittag geleitet wird.“

„Der Anfang der Röhre, welche aus dem Boden des eisernen Kessels geht, muß an denselben gut befestiget, und alle Fugen gut vermacht seyn. Die zwey unter dem Fußboden laufende Röhren enden sich aber, in den in der Mauer des Gebäudes, eigends dazu gemachten Röhren.“

„Die zwey Aeste der eisernen Röhre haben jede bey ihrem Anfange eine eiserne Klappe, die man nach Belieben schliessen, oder öfnen kann.“

„In der Höhe des Ofens sind (an jeder Seite eine) zwey eiserne Verbindungsröhren des eisernen Kessels mit dem Ofen angebracht, deren eine Oefnung in den eisernen Kessel, und die andere in dem in den erdenen Ofen eigends dazu gemachten Loche sich endet. Diese Röhren müssen sowohl an dem eisernen Kessel, als an dem Ofen auf das beste befestiget seyn, und alle Fugen gut vermachet werden, damit der warmen Luft aus dem Kessel, und dem Rauche aus dem Ofen, alle Nebenwege verschlossen sind.“

„Die natürlichen Ursachen, warum ein Zimmer mit solchen Oefen geschwinder, und gleicher erwärmet, folglich die Luft beständig erneuert und gereiniget werden muß, scheint offenbar zu seyn, da der äussere Druck der Luft die in den Kessel enthaltene warme Luft mit Gewalt, durch die obere offene Röhre in das Zimmer treibt. Dieser Trieb soll mit desto grösserer Heftigkeit geschehen, wenn die auf der Gegenseite in den Fenstern angebrachte Luftfänge (deren auf jeder Seite des Zimmers zween angebracht werden müssen) geöfnet sind. Dabey wird angemerket, daß ein Krankenwärter auf den Wind acht haben muß, denn z. B. wenn der Nordwind wehet, so wird die Klappe an den eisernen Röhrenaste gegen die Nordseite auf, und die andere gegen Mitternacht zugemacht, da im Gegentheile die Luftfänge an

den

den Fenstern auf der Nordseite geschlossen, und jene auf der Mittagsseite geöfnet werden, und so umgewendet beym herrschenden Mittagswind."

„Wenn in jedem Zimmer zween solche Oefen angebracht werden, so wird vermuthet, daß die Luft in den Zimmern von den Ausdünstungen sehr gereiniget wird, daß die Zimmer geschwinder erwärmet werden, und die Wärme durchaus sehr gleich seyn wird."

„Zu dem hoft man von diesen Oefen zwey Vortheile, nämlich: daß durch die Oefnung oder Sperrung der Klappen die Wärme vergrössert oder vermindert werden, und man zur Sommerszeit bey gar zu grosser Hitze die Zimmer auf eben solche Art abkühlen kann, wenn man in die hölzerne oder blecherne Röhren Eis legt. Um dieses letztere bewerkstellen zu können, muß nahe bey dem Ofen eine Oefnung gemacht werden, die aber besonders gut schliessen soll, wenn dieselbe zugemacht ist."

Im Sommer kann die Hitze auch durch Oefnung der Fenster, oder durch die Aufstellung frischer Bäumer in den Krankenzimmern, und durch Sommerfenster abgehalten werden. Letztere können auch Winters und Sommerszeit in der Rücksicht

sicht dienen, daß man damit die Lichte in den Zimmern abhalten, oder zulassen kann.

Ausser diesem zur Luftreinigung zu machenden Vorkehrungen, sind vorzüglich Ventilatoren nothwendig. Des berühmten preußischen General Chyrurgen Herr **Thedens** Ventilator verdient vor allen den Vorzug, und wird auf folgende Art vorgerichtet.

„ Es werden Zugröhren von Brettern (acht Zoll im Diameter weit, und 10 bis 16 Fuß lang) am Fußboden angebracht, indem durch die Wand ein Loch zur Aufnahme der Luft und dieser Zugröhren gemacht wird. — Er wählte zu dieser Oefnung in der Wand die Gegend des Zimmers, von welcher man die reinste Luft erhalten konnte. — Derjenige Theil der Zugröhre, welche durch die Lnft geführet wird, bleibt der freyen Luft geöfnet; im Zimmer aber wird ein Stöpsel von einem passenden Brette in die andere Oefnung der Röhre gebracht. Oben in einem Ecke des Zimmers wird eine trichterförmige Oefnung gemacht, worein man einen Trichter einpaßt, dessen größter Umfang, sich in dem Zimmer öfnet, und über einen, ein halben Fuß beträgt. Die eingemauerte spitzige Endigung desselben aber hat nur 3 Zoll im Diameter, muß mit einem Stöpsel versehen seyn, und öfnet sich in die freye Luft."

„Drey-

„Dreymal des Tags, vorzüglich aber vor den ordentlichen Besuchen der Aerzte, und vor und nach dem ordentlichen Verbinden der Wunden, müssen beyde Stöpsel sowohl aus der Zugröhre, als aus dem Trichter hinweggenommen werden. Da dringet dann die frische Luft durch die lange Röhre am Fußboden in das Zimmer, jagt die faule durch die trichterförmige Oefnung hinaus, und so werden die Zimmer in einer Viertelstunde gereiniget."

„Die Reinigung der Luft wird durch Ventilatoren sicherer und wohlfeiler bewirket, als durch die gewöhnliche Räucherungen. Es ist bekannt, daß das Räuchern, besonders mit aromatischen Sachen die Luft nicht eigentlich verbessert, sondern nur zum Theil verändert. Selbst saure Dämpfe verbessern die faulende Luftpartikeln nicht ganz, und sind noch dazu den reitzbaren Kranken schädlich.

Zur Reinhaltung der Luft ist es noch überdieß nothwendig, die Betten in den Krankenzimmern nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, mit Vorhängen zu versehen. Die inpestirte Luft wird durch diese um jeden einzelnen Kranken konzentrirt; und zu was endlich; die unnütze Auslagen für Vorhänge (die nur eine übelangebrachte Delikatesse fordert) bey Männern,

die mit allen Unbequemlichkeiten des Lebens bekannt, und mit der täglichen Gefahr des Todes vertraut sind. Die Zimmer und alle Geräthschaften müssen öfters gesäubert werden. Es ist scharf zu sorgen, daß kein Unrath in der Nähe des Spitals geduldet, besonders aber, daß die Schläuche der Abtritte öfters geputzt werden. Die Leichen sollen nie länger, als es die öffentliche Sicherheit fordert, im Hause liegen bleiben, und jedesmal — so bald man von dem gewissen Tode überzeugt ist, und sie entweder zu keiner anatomischen Sektion benutzet, oder schon gebrauchet hat — mit Kalch bestreuet werden.

Ungeachtet ich glaube, daß durch diese Vorkehrungen die Spitalluft unschädlich wird, so wäre es doch zur grösseren Sicherheit vortreflich, wenn man alle Kranke (bei hinlänglichem Raume) aus ihren gewöhnlichen Krankenzimmern täglich einmal in ein anderes brächte.

Dieses könnte, ohne daß dem Kranken dadurch die geringste Unbequemlichkeit verursacht würde, geschehen: wenn man die Füsse eines jeden Bettes mit kleinen Räderchen versähe, mitlerweile das gewöhnliche Zimmer reinigte, und durchlüftete, und sobald dieses geschehen, die Kranken wiederum in ihr voriges Zimmer brächte.

Da

Da der eigentliche Endzweck eines Spitals für das hiesige Bergvolk die bessere, geschwindere, und mehr sichere Heilung von der Krankheit ist; so geschieht es blos diesen Endzweck gewisser zu erreichen, nicht aber wegen der Armuth des Volkes allein: daß man mit der Arzney und Wartung auch Wohnung, und Kost verbindet.

Daher muß die Nahrung nicht leckerhaft, nicht überflüssig, wohl aber gut bereitet, und hinlänglich seyn. Von einer solcher Nahrung verspreche ich mehr Nutzen für das kranke Bergvolk, als von dem kostbarsten Arzneykonsumo. Das fehlerhafte in der Nahrung ist eine der Hauptursachen, warum der kranke Haüer länger siehet, warum er eher stirbt, als es ausser dem geschehen wäre.

Die fehlerhafte Nahrung bestehet bei dem kranken Hauer entweder in dem gänzlichen Mangel der Lebensmittel, der nicht selten so groß ist, daß der Arzt vielmehr eine Suppe, als eine andere Arzney aus der Apotheke verschreiben sollte; oder der Kranke ißt (weil er nichts anders hat) alle die schwer verdauende Speißen auch während ger Krankheit, die ihm während der Gesundheit gewöhnlich sind, deren vorzüglichster Theil aus Schweinefleisch und Käß bestehet.

Diesen Diätfehlern kann gänzlich durch eine gute Speiseordnung in dem Spitale abgeholfen werden. Vor allen, was ich über diesen Gegenstand anrathen könnte, wähle ich diejenige Speiseordnung, welche in dem allgemeinen Krankenhauße in Wien, für den gemeinen Mann bestimmt ist.

" Kranken, welche Fleischbrühen geniesen dürften, wird dieselbe, so oft sie der Arzt verordnet abgereichet; darf aber ein Kranker auch ausser dieser noch andere Speisen geniesen, so erhält er im Verhältniß seiner Kräften, und der Umständen der Krankheit, die Speisen in folgender Veränderung

Er bekommt:

„ Bey der schwachen Portion"

Früh eine Schale Fleischbrühe, Mittags Trinkpanatel; Nachmittags, wenn es vonnöthen, Fleischbrühe, Abends Suppe mit Brodschnitteln, oder Panatel.

" Bey der Viertel-Portion.

" Frühe eine Schale Brühe; Mittags Suppe mit Reiß, oder eine gekochte Speiß, Obst

oder

oder grüne Speiß; Abends Panatel, gerollte oder geriebene Gerste; für einen halben Kreutzer Semmel.

„Bey der Drittel-Portion."

„Früh Fleischbrühe, Mittags Suppe mit Reiß oder Mehlspeiß, 1½ Vierting Kalb- oder Lammfleisch in einer Brühe, Zugemüß, oder Obstspeiß, Abends Panatel, oder eingekochte Mehlspeiß, für 3 Pfennige Semmel."

„Bey der halben Portion."

Früh Fleischbrühe, Mittags Suppe mit Reiß oder Mehlspeiß, fünfmal die Woche 1½ Vierting Kalb- oder Lammfleisch mit Brühe eingemacht. Zweymal die Woche Lungenmuß, oder eingeschnittene Lunge. Abends Suppe mit Gerste, Reiß oder Mehlspeiß. Obst oder grüne Speiß. Zweymal die Woche geschnittene Kuttelflecke, wenn es die Krankheitsumstände zugeben. Für 1 Kreutzer Semmel."

„Bey der ganzen Portion."

„Früh Einbrennsuppe mit Brodschnitteln, Mittags Suppe mit Gerste, Reiß, Grieß, oder Mehlspeiß, 1½ Vierting Rindfleisch, Zu-

gemüß. Abends alle Tage Suppe, wie bey der halben Portion. Sonntags, Dienstags und Donnerstags Kuttelflecke, oder eingeschnittene Lunge. Montags, Freytags Zugemüß, oder Obstspeiß. Mittwochs und Samstags Lungenstrudel, Grieß, oder Leberknödel, für 1 Kreutzer weisses Brod."

„Sollte für einige diese Portion Brod nicht hinlänglich seyn, so soll auf Verordnung des Arztes mehr abgereichet werden."

„Kranke, welchen Weinsuppe oder Milchspeisen zuträglicher als Fleisch sind, werden sie bekommen."

„Eben so sollen diejenigen, für die Fleischbrühen schädlich wären, statt diesen gute Wassersuppen bekommen."

„Denen, so die ganze Portion geniessen, soll auf Verordnung und Erlaubniß des Arztes Bier oder Wein gegeben werden."

Es können sich Fälle ereignen, daß von dieser Speiseordnung Ausnahmen gemacht müssen werden, denn der Arzt muß immer Rücksicht auf die sonst dem Kranken gewöhnliche Lebensart, auf seine zuweilen während einer Krankheit ungewöhnlichen

lichen Nahrungsbegierden nehmen. Dergleichen Ausnahmen müssen dem Arzte nicht verwehrt werden, sie sollen aber nicht zu oft, und nicht so geschehen, daß dadurch die gewöhnliche Ordnung gestört werde.

Auf die Zubereitung der obgenannten Speisen muß der Arzt des Hauses genau wachen. Er muß daher öfters in den gewöhnlichen Speisestunden bey der Vertheilung der Speisen gegenwärtig seyn, sie kosten, und die angetroffenen Fehler gleich ahnden. Gewöhnlich aber soll einer der Assistenten dieses Geschäft besorgen, die Verwechslung der Speisen verhüten, und das Fehlerhafte sogleich anzeigen.

Die Versorgung der Kranken mit Speisen soll einem redlichen, verständigen Mann aufgetragen werden. Mir scheint es viel nützlicher zu seyn, über dieses Geschäft mit Jemand (der sich dazu finden dürfte) einen Vertrag zu errichten, daß er um einen mäßigen, für jede Speise zu bestimmenden Preis, dieses Geschäft übernähme, als einen eigenen Tracteur samt allen seinen Gehilfen zu besolden, und die Beyschaffung des Nahrungsvorrathes von Seite der k. k. Bergkammer zu besorgen.

Durch das letztere würde unzähligen Betrügereyen Thür und Thor geöfnet, und alles, was verdürbe, dem Hause zur Last fallen. Im erstern Fall aber müßte der Tracteur alle seine Gehilfen selbst bezahlen; den Vorrath der Lebensmittel auf seine Gefahr beyschaffen; die Küche, die Speisekammer, und den Keller mit denen Requisiten, die von Holz und Thon seyn müssen, selbst versorgen. Es soll ihm aber durchaus verboten seyn, zum Kochen kupferne oder zinnerne Geschirre zu gebrauchen, weil man wegen der Gefahr, welche durch Speisen in Kupfer und Zinn zu befürchten ist, gesichert seyn muß.

Mein Rath wäre, alles Küchengeschirr, welches stets gebraucht muß werden, so wie jene Gefässe, die für das gewöhnliche Getränk in den Krankenzimmern nöthig sind, von Eisen machen zu lassen. Dieses sogenannte Gesundheitsgeschirr ist dauerhaft, und für die Gesundheit unschädlich. Ich glaube, daß die Fabrik dieser Geschirre in Wien sehr billige Preise bey der Bestellung machen würde, und der Tracteur müßte für alle ihm übergebene Geräthe bürgen.

Die Vortheile, welche einem Mann (der alle die erwähnten Pflichten über sich nähme) nebst der mäßigen Bezahlung für die gelieferten Speisen zufliessen dürften, wären: unentgeltliche Woh-

nung

nung und freyes Holz. Hingegen müßte er es sich gefallen lassen, für jede nicht gehörig zubereitete Speise, oder andere in seinem Fache begangene Gebrechen, einen verhältnißmäßigen Geldabzug zu leiden.

Unter die Nahrung kömmt noch das Getränke zu rechnen, unter welchem, ausser dem, das die Apotheke zu liefern hat, Wein, Bier, und Wasser zu verstehen ist.

Das Bier und den Wein in Vorrath zu halten, käme ebenfalls dem Tracteur zu. Er könnte beydes von der k. k. Bergkammer in der besten Qualität in Verlag bekommen, davon an die Kranke das Erlaubte, und an das Spitalpersonale (für dessen Bezahlung) das Benöthigte abgeben, und das Abgesetzte dem Spitalschreiber verrechnen.

Wasser in Menge bey dem Spital zu haben, fordern die Kranken, die Küche, die Apotheke, und die Waschweiber. Eine wasserreiche Quelle unweit dem Spitalplatze läßt vermuthen, daß die zwey Brünne, welche im Spitalhofe gegraben müßten werden, die Erforderniß des Wassers sichern werden. Ich habe das Wasser der erwähnten Quelle untersuchet, und gefunden, daß es weich, rein, hell, geruch- und geschmacklos,

und im Sommer sehr kalt sey; daß es eine unmerkliche Quantität erdichter Theile in sich habe, die Seife leicht auflöse, und die Hülsenfrüchte bald weich siede, folglich zum Genusse tauglich und allerdings anwendbar sey.

In allen gut eingerichteten Krankenhäusern ist es gewöhnlich, die Kranken mit einer eigenen Spitalskleidung zu zieren. Dieser Gebrauch ist löblich, weil durch die Gleichheit Neid und Pracht entfernet wird; er ist nothwendig wegen der Reinlichkeit. Aber diese Kleidung muß ganz einfach, weder zu warm, noch zu kalt seyn. Sie muß blos dazu dienen, die Blöße der Kranken zu decken, und vor Kälte zu schützen. Zu diesem wäre folgende hinlänglich:

Ein Schlafrock; ein langes Unterbeinkleid (das unter den Fußknöcheln zu binden ist, damit es sogleich statt Strümpfen dienen kann) ein Hemd; eine Schlafhaube, und Pantoffel.

Schlafrock, Beinkleid, und Pantoffel werden nur dann gegeben, wenn der Kranke nicht im Bette liegen muß. Hember und Schlafhauben müssen aber in einer beträchtlichen Zahl vorhanden seyn, weil sie oft gewechselt und gereiniget werden müssen.

Das nämliche (was bey der Kleidung) das ist auch bey dem Bettgeräthe zu beobachten. Es muß nicht zu viele Wärme verursachen, und zu viele Kälte abhalten. Federbetter sind zu kostspielig; machen das Krankenlager zu einem Feuerpfahl, und bringen die Säfte zur Faulung. Alles was der gemeine kranke Mann fodern kann, ist:

Ein Strohsack samt dergleichen Kissen, zwey Betttücher, zwey Halbkotzen, und ein Kopfkissen mit Roßhaaren gefüllt.

Die Betttücher, auch die Kotzen müssen oft gewechselt und gewaschen werden.

Die Schminke, und das Vehikel aller Vorkehrungen im Spitale muß die Reinigkeit seyn. Vom Direktor bis zum Küchenjunge herab, wird Nettigkeit von jedem (der sich dem Dienste der Kranken widmet) gefordert, und der Kranke muß in dem höchsten Grade von Sauberkeit, erhalten werden. Die Reinlichkeit bey Kranken beobachtet, ist schon für sich selbst ein vortrefliches Genesungsmittel. Daher muß der Kranke, wenn er es selbst nicht thun kann, so oft nur möglich von Ungeziefer und Schmutz gereiniget werden, daher sollen ihm Nasentüchel gegeben, und wenn er zur Nothdurft nicht aufstehen kann, Leib-

schüsseln im Bette untergesetzt werden. Die Krankenwärterinnen müssen auch für oftmalige Erneuerung des Strohes in den Bettern, und für die Reinlichkeit des Fußbodens, sorgen.

Zur Reinigkeit, und als ein oft unentbehrliches Genesungsmittel, wird bey einem gut eingerichteten Spitale ein Bad gefordert. Dieses muß mit allen Erforderniſſen versehen seyn, daß es sowohl zu Tropfbädern, zu Dunstbädern, Fußbädern, und solche für den ganzen Körper, sowohl mit Kräuterabkochungen, als mit warmen oder auch kalten natürlichen Wasser, dienen kann.

Beständige Ruhe und Lage auf einem Flecke schadet den Kranken, besonders den Rekonvaleszenten. Daher muß ihnen anständige Bewegung mit Thunlichkeit zugelassen, ja sie müssen sogar dazu gezwungen werden. Von andern unterstützet, müssen solche Kranke, denen Bewegung nöthig ist, in den geraumigen Krankensälen herumgeführet werden. Rekonvaleszenten, die sich ohnehin so wenig als möglich in den Krankensälen aufhalten sollen, können sich zu ihrer Bewegung der Gänge des Gartens, oder der Sauberung und Aufraumung ihrer Zimmer bedienen.

Auf die beschriebene Art und Weise (glaube ich) wird die kranke Knappenschaft gut und ge-

gewissenhaft versorget werden. Wird dabey noch denselben mit Gelindigkeit, mit aller möglichen Schonung, mit menschenfreundlicher Theilnehmung, und väterlicher Sorgfalt begegnet; kann der Kranke eine Reihe ruhiger Tage nach überstandener Krankheit, bis zur Erhohlung seiner Kräften, im Spitale durchleben — welches aber doch, zur Verhüttung eines neuen Uebels nicht zu lange Zeit geschehen darf — So ist aller Segen, und alles das Gute zu hoffen, was eine so heilige Anstalt gewärtigen läßt. Der gemeine Hauer kann in den Schoose seiner Angehörigen mit Mannskraft, und gesundem Blute zurückkehren, und dankbar für die empfangenen Wohlthaten, sich zur Arbeit einfinden.

Damit aber der erst morsch gewesene Körper, durch gleich auf einmal wiederum anhaltende Arbeiten, nicht wieder geschwächt werde, so soll er von geringeren Arbeiten zu mühsameren übergehen, und so stuffenweis die Sorge für die seinigen übernehmen, welche während seines Leidens, die die öffentliche Sorgfalt ihm abnahm.

Die Sorge für die Angehörigen der Bergknappen, während ihren Spital-Aufenthalte, zu übernehmen, gebeut Billigkeit und Menschenliebe.

Wenn der Hauer während seiner Anwesenheit im Spitale mit Arzney, Wartung, Kleidung, Bette, und Nahrung besorget werden soll, so muß nothwendig alles dasjenige, was ihm an Krankengeldern, oder anderen während einer Krankheit, dem hiesigen Volke gewöhnlichen Zuflüssen zufällt, dem Krankenhause zugewendet werden, damit dieses für die grossen Auslagen gesichert werde.

Auf solche Art verliert aber das Weib samt den Kindern des Kranken ihre Nahrung, und würde also für die bessere Verpflegung ihres Gattens, durch den Mangel der nöthigsten Lebensmitteln in noch grösseres Elend gestürzt werden, wenn nicht Vorkehrungen getroffen würden, sie vor Hunger zu schützen.

In dem fünften Abschnitte werde ich anzeigen die Art, welche mir am thunlichsten scheint, Weib und Kinder, so lang der Mann im Spitale ist, zu versorgen, ohne durch diese Anstalt dem Staate, und dem höchsten Aerarium, eine neue Last zuzuwenden.

Die von mir beschriebene Krankenanstalt, kann und soll diese menschenfreundliche Handlung (unterstützt durch die ihr zufallende Einkünfte) ausüben. Sie wird sich dadurch noch ehrwürdiger, und dem Volke empfehlungswerther, machen.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Von dem Spitalpersonale und dessen Pflichten.

Kranke von ihren Gebrechen heilen, kann man in jedem Winkel der Welt! Mit der Heilung aber alle mögliche Klugheit verbinden, für Sicherheit von aussen, für Hülfe von innen sorgen, nur — in einem zweckmäßig eingerichteten Krankenhause.

Diese grösseren Vortheile hängen nicht allein von der besseren Wahl der physischen, wohl aber der moralischen Mittel ab. Von den vereintwirkenden Kräften, aller in dem Krankenhause zum Dienste der Kranken gewidmeten Menschen, lassen sich die am Eingange dieses Abschnittes erwähnten Vortheile, nebst der Absicht Gutes zu thun, gewiß erwarten; und ich glaub es mit aller Wahrheit versichern zu können, daß man nirgends so viele Thätigkeit, so viel Mitleid, so viele Menschenliebe, vereint mit wohlthätigen Gesinnungen antrift, als in gut eingerichteten Hospitälern.

Es wird, wie mir scheint nicht undienlich seyn, hier einen kleinen Abriß von allen den Pflich-

ten

ten zu entwerfen, welche nachstehende, in dem hier zu errichtenden Krankenhause, anzustellende Personen auszuüben übernehmen, und geloben müssen.

A. Der Arzt des Hauses soll ein, auf einer erbländischen Universität, rechtmäßig promovirter Medicinæ Doctor, und jedesmal ein solcher seyn, der sich bereits in Diensten der k. k. Bergkammer ausgezeichnet hat, folglich mit der Lebensart, den Krankheiten und Gebräuchen des Bergvolkes, bekannt ist.

Da es vorzusehen ist, daß die hohe Bergkammer nur einem solchen hier jederzeit das Amt eines ersten Berg- und Kammerarztes übertragen wird, so soll dem die Direction des Spitals übertragen werden, und es wird seine Pflicht seyn; das Geschäft des Spitalwesens eifrig und vernünftig zu besorgen. Er muß es mit Wärme fühlen, daß man ihm das Leben vieler tausenden der nützlichsten Staatsglieder anvertrauet, und daß er eigentlich die Seele ist, welche den ganzen Spitalskörper beleben soll.

Seine Pflicht wäre es demnach: die strengste Ordnung im Hause handzuhaben; auf die pünktlichste Ausübung der Pflichten aller im Spitale angestellten Dienstleuten zu wachen; die noth-

leidende

leidende kranke Knappenschaft mit kluger Auswahl aufzunehmen; mit allen Erfordernissen eines Kranken zu versorgen, und sicher, geschwind, und wohlfeil zu heilen; nebstdem aber noch, weil er der gewöhnliche Arzt für die sieben Niederhungarischen Bergstädte ist, über die Gesundheit aller in diesem Bezirke wohnenden königlichen Bergknappen, und die Berg-Kameral-Ortschaften, zu wachen.

So lange ich das Glück haben werde, in meiner gegenwärtigen Lage dem größten der Monarchen, und dem angesehendsten Staate zu dienen; so lange werden mir die Augenblicke die liebsten meines Lebens seyn, welche ich dem hiesigen Bergvolke, und dem Spitale widmen kann. Die Wichtigkeit des Gegenstandes ist mir Bürge, daß jeder meiner Nachfolger die Gesinnungen mit Herzensfreude hegen wird, welche ich hiemit feyerlich angelobe.

B. Der **Wundarzt.** So wie es zu vermuthen ist, daß bey Erledigung der Stelle des Leibarztes jedesmal der geschickteste von den k. k. Bergärzten gewählt werden dürfte: so ist diese Beobachtung ebenfalls bey den Wundärzten zu vermuthen. Solche Beförderungen sind Aneiferungen, und zugleich das sicherste Mittel, zur strengsten Pflichtenausübung.

Die Pflicht des Wundarztes sollte seyn: die äusserliche Heilung der Kranken zu übernehmen; dem ersten Arzte bey der Aufsicht zu helfen, und also bey der Abwesenheit desselben, seine Stelle zu vertreten. In dem letztern Falle (der sich besonders, bey des ersten Arztes etwa nöthigen Excursionen auf das Land, ereignen kann) dürfte auch der hiesige Stadtarzt zur Hülfe genommen, und zu diesem Ende, von der Spitalsanstalt mit ihm ein Vertrag gemacht werden. *)

C. **Der Rechnungsführer** oder **Spitalsschreiber** hätte alle Mobilien des Hauses, das

---

*) Noch füglicher kann die nöthige Aushülfe durch den auf dem Windschacht wohnenden k. k. Bergarzt geschehen, wenn dessen Stelle nicht etwa durch ein großes Krankenhaus, als überflüßig angesehen würde. Indessen habe ich auf dessen Besoldung und Emolumenten eben so, wie auf die des dortigen Wundarztes bey denen in diesem Plane, für das Spital (im 5ten und 6ten Abschnitte) als nöthig angeführten Auslagen und Einnahmen keine Rücksicht genommen, weil ich vermuthe, daß beyde wegen der Entfernung von der Stadt, zur Sicherheit der dortigen Beamten und übrigen Bewohner dort noch immer verbleiben könnten, obwohl die dort wohnende Knappenschaft ebenfalls, in dem Krankenhause verpflegt werden müßte.

das tägliche Nahrungs-Consumo, die Zahl der Kranken, und die Krankenwärter unter seiner Aufsicht; eine kleine Handkasse zu führen; die Rechnungen und Anzeigen darüber zu verfertigen, und dem wohllöblichen Amte zu übergeben.

D. Der **Geistliche** oder **Seelsorger** würde ohne Erinnerung die Pflichten seines Standes, bey Kranken und Sterbenden ausüben, ohne sich in die anderen Geschäfte des Hauses zu mengen.

E. Ein **medizinischer Assistent.** Dieser könnte entweder ein junger Mann seyn, der sein medizinisches Studium bis auf die erhaltene Doktorswürde vollendet, oder bereits das Doktorat erhalten hat. In beyden Fällen sollte er aber von der vaterländischen, d. i. von der Pesther-Universität, mit Facultätszeugnissen seiner Geschicklichkeit genommen werden, damit die Gelegenheit zur praktischen Kenntniß, auch in diesem Lande vermehret werde.

Seine Pflichten würden seyn: auf die Kranken des Spitals, und die richtige Befolgung des Angeordneten zu wachen, nach erhaltener Anweisung die krank Gemeldete in ihren Häusern zu besuchen, ihre Tauglich- oder Untauglichkeit für die Spitals-Aufnahme zu melden, und sich ganz

so-

(soviel es seine Kenntnisse zulassen) dem Krankendienste zu widmen.

F. Zwey **chirurgische Assistenten** würden eben die Pflichten bey äusserlichen Fällen zu beobachten haben, wie der medizinische, bey innerlichen.

G. Der **Apotheker** hätte sich genau seines Eides zu erinnern bey jedem Schritte, die Arzneyen um die zu bestimmende Taxe in bester Qualität zu liefern, und sich in allen nach den (zu entwerfenden) Hausregeln, und dem zu richten, was in dem Artikel des Apothekengeschäftes, angemerket wurde.

H. Die **Krankenwärter** sollten eigentlich aus dem weiblichen Geschlechte gewählet werden, weil dieses das Verdienst einer grösseren Thätigkeit, mehrerer Entschlossenheit, und mitleidigeren Pünktlichkeit bey den Kranken hat.

Ihre Pflichten wären: die Wartung der Kranken; die in dem dazu bestimmten Küchelchen vorzunehmende Bereitung der Umschläge; die Reinigung der Krankenzimmer, und ihrer Geräthe; das Waschen der Krankenkleidungen und Betten; Sanftmuth und Güte des Herzens; Nüchternheit, Wachsamkeit, und Gehorsam.

Da der Pflichten so viele sind, da es nothwendig ist, wenigstens in jedem Krankenzimmer zwey Wärterinnen zu haben, diese aber unmöglich Tag und Nacht ausdauern können, folglich mit andern abwechseln müssen, so ist es gewiß nicht zu viel, wenn ich 48 an der Zahl annehme.

Diese könnten aus der Reihe noch starker pensionirter Wittwen genommen werden, wodurch ihr Wittwengehalt zum Besten des Spitals ersparet würde. Die deutschen wären aber den slovakischen vorzuziehen, weil jene sich besser als diese, in ähnlichen Fällen belehren lassen.

I. Vier **Hausknechte** sind nothwendig zur Heitzung der Oefen, Säuberung der Gänge und des Hofes, zur Förderung, und zum Schneiden des Brennholzes, und zum Herbeyholen der Kranken, wozu einige Tragsessel beyzuschaffen sind.

K. Ein **Thorwärter** würde, am Eingange in das Spital, Wache halten, daß niemand in das Krankenhaus eintrette, welcher nicht unmittelbare Geschäfte dort zu besorgen hat. Er würde die lästigen und gefährlichen Besuche abhalten, und allen Unterschleifen vorbeugen.

Damit neue Unkosten ersparet würden, könnte dieses Amt einem von den hiesigen Kammerha-

ducken übertragen werden, den wöchentlich ein anderer, ablösen müßte.

Dieses wäre also ein kleiner Abriß derjenigen Pflichten, welche die in dem Spitale nöthige Personen, auszuüben hätten. Ich habe sie hier nur überhaupt berühret, es würde aber meine Pflicht seyn (wenn die Spitalsanstalt zu Stande käme) für jedes Individuum eine eigene Instruction auszuarbeiten, in welcher auch der mindeste Punkt desjenigen enthalten seyn soll, was sie zu leisten haben.

Vierter Abschnitt.

Von dem Spitalsgebäude und dessen Meublirung.

Bey dem Bau eines Krankenhauses ist es mehr, als bey jedem andern öffentlichen Gebäude nothwendig, auf die Beschaffenheit des Grundes und Bodens, auf die gesunde Lage desselben, auf die Natur des Wassers, und besonders der Luft zu sorgen; weil dasselbe ohne dieser Vorsicht eine Leichengrube, oder wenigstens, eine Siechenquelle würde.

Ein

Ein solches Haus muß daher auf einem solchen Platze aufgeführet werden, wo es die übrige Stadt weder ihrer benöthigten Luft beraubet, noch diese durch desselben Ausdünstungen, und Ausflüsse verunreiniget wird. Es muß dazu ein trockener Platz gewählet werden um dasselbe vor aller Nässe und Feuchtigkeit zu schützen; daher sollen auch die Baumaterialien, gut und nicht wasseranziehend seyn. Es soll so viel möglich auf eine Anhöhe, und so gestellt werden, daß die Luft ohne Hinderniß durchströmen könne, und die Nordwinde nicht ganz gehindert werden, die faulnißschwangere Dünste zu zernichten, eine reine Luft herzustellen, und die Athmosphäre abzukühlen. Es soll endlich nach Thunlichkeit im Mittelpunkte derjenigen Gegend liegen, dessen Bewohner auf dasselbe, gegründete Ansprüche haben.

Einen solchen Platz hier aufzufinden, war äusserst schwer. Ich und die zur Bestimmung des Platzes deputirte Herren Bergverwalter waren beflissen, mit dem zweyten Bergarzte, und den beeden Bergchyrurgen, einen solchen zu bestimmen; aber! alles Suchen war vergeblich, und wir hatten nur aus zweyen zu wählen. Bey dem obern Thor derjenigen, auf welchem das Trostische, das Walterische und das Lorberische Haus liegen, oder — den sogenannten evangelischen Gemeinde-Garten, der itzt dem Herrn Klauser gehört. Nach

dem einstimmigen Urtheile aller beygezogenen Werkmeister, fiel die Wahl auf den letztern, weil dabey der Kaufpreis leichter, wenigere Planierung erforderlich ist, und im ganzen geringere Bauanschläge nöthig sind.

Dieser Platz (zu welchem auch der Fidlerische Meyerhof zu rechnen ist) liegt zwischen dem innern Stadt- und dem Dillner Thor. Er wurde gewählet, weil er alle die erforderlichen Eigenschaften hat, und Raum genug übrig ließ, das im vorigen Jahr (1785.) von dem k. k. Berggerichte, in Vorschlag gebrachte Waisenhaus mitzufassen. *)

Da nun aber das Waisenhaus nicht vorgerichtet wird, so bleibt der Platz dem Krankenhause, allein gewidmet. Aber! ungeachtet itzt des Platzes Kaufpreis auf das Spital allein fällt, so ist doch allerdings Gewinn dabey, weil das Haus von allen Seiten frey stehen kann, der Zugang der Luft von keiner Seite gehemmet wird, und

das

*) Dieses wurde in einem Grundrisse gezeigt, der den ganzen Umfang des Platzes, geometrisch aufgenommen, enthielt, hier aber wegbleibt, weil er zu Lokal ist, folglich den Preiß des Buches umsonst, vermehrt hätte.

das Spital auf dem itzt dazu bestimmten Platze, noch eine bessere Lage bekömmt. Wird dasselbe nun weiter hinaufgerückt, so kann der fallende Theil des Gebirges vermieden, ein grosser Theil von Auslagen (der auf die Planierung gewendet werden müßte) erspart, und so viel Raum gewonnen werden, daß bey (wie möglich) sich ereignenden Fällen, das Krankenhaus vergrössert werden könnte.

Das Krankenhaus fordert — den kleinen Vorsprung welchen die Kapelle machet, abgerechnet — einen Raum, der in der Breite fünf und zwanzig Klafter, in der Länge aber 52 Klafter beträgt; folglich bleibt noch ein Grundstück von 254 Klaftern übrig, welches zu Gärtchen für die Spitalbeamte, vorzüglich aber zu einem grossen Küchengarten, zum Besten des Spitalkoches gegen dem verwendet werden sollte, daß die Rekonvaleszenten in demselben herumspatzieren können; jedoch müssen darinn alle grossen hohen Bäume umgebauen, und kein solcher geduldet werden, damit nichts den Zugang der Luft hindere.

Nun wende ich mich zu dem Entwurfe des Spitalgebäudes selbst, den der hiesige Stadtbaumeister Hr. Pirker, nach meiner Angabe, in beyfolgenden Grundrissen (I und II) gezeichnet hat.

Das obere Stockwerk enthält blos die Zimmer, welche für die Kranken bestimmet sind. Ich habe aus den Gründen, welche ich bey der diätetischen Krankenpflege anführte, mehrere Abtheilungen, und zwar folgende gemacht.

Vier Säle sind als die allgemeinen Krankenzimmer zu betrachten, deren jedes 10 bis 11 Klafter lang, und über 4 Klafter breit ist. In jedem können bequem 20 Bettstädte angebracht werden, zwischen welchen ein Raum, von mehr als 3 Schuhen bleibt. Der Raum im Mittelpunkte des Sales beträgt, von einer Bettstelle zur andern, 13 Fuß.

Ihre Einrichtung bestehe in Bettstätten (ohne Vorhänge) eine Klafter lang, und dritthalb Fuß breit. Am Fußbrette desselben werde ein Brettchen angebracht, für die Gefäße mit den Arzneyen. An beyden Seiten der Bettstätten werden Ringe angebracht, durch welche Gurten gezogen werden, wenn Kranke zu binden sind. Eine der untern Bettsäulen ende sich in eine mit einem hölzernen Hacken versehene Stange, worauf der Schlafrock und die Beinkleider des Kranken, gehangen werden. Ober dem Kopftheile befinde sich, die erwähnte Schreibtafel. Neben jedem Krankenlager werde ein hölzerner Leibstuhl gesetzet, welche obenbeschriebenermassen an den Gang-

wänden ohne Rückbrette, an den Gassenwänden aber ganz seyn sollen. In jedem Zimmer werde ein geschnitztes Kreuzbild mit einem Bettschemel aufgestellet; auch müssen in jedem Zimmer zwey Schirmwände, und zwey Schlafsessel vorhanden seyn. Erstere nützen um vor das Bett gerückt zu werden, wenn ein Kranker von dem andern nicht gesehen werden soll; die letztern: daß solche Kranke darauf sitzen können, die, während ihrer Krankheit, oft ausser dem Bette bleiben müssen.

Acht kleinere Zimmer (davon sechse auf fünf Kranke, und zwey auf viere angegeben sind) sind, wegen den weiter oben angezogenen Ursachen nothwendig. Sie dienen aber nicht blos dazu, um die gefährliche, oder kontagiöse Kranken dahin zu verlegen, sondern auch, daß (bey leeren Betten) in selbe auch solche Partheyen aufgenommen werden können, die um ihre Bezahlung, im Spitale versorgt zu werden verlangen. — Die Meublirung dieser Zimmer sey eben dieselbe, wie der grösseren, nur darf der Schirm und Schlafsessel nicht doppelt seyn; die Bettstätte aber können so gestellt werden, daß — wenigstens bey den meisten — die Excrementenbehältnisse, von aussen weggenommen werden können.

Die Höhe sowohl dieser, als der grösseren Krankenzimmer, beträgt 3 Klafter weniger einen

 Fuß,

Fuß, die Fenster müssen von dem Fußboden eine Klafter hoch erhöhet, und ihre Brüstungen ausgemauert seyn. Diese Erhöhung ist nothwendig, um, für die vortheilhafteste Unterbringung der Bettstätten, hinlänglich Platz zu gewinnen.

Die Wartung der Kranken bringt es mit sich, öfters im Tage Kystire zuzubereiten, warme Umschläge zuzubereiten, stets zu erneuern, und zuweilen Arzneyen zu wärmen. — Zu diesem Ende sind die zwey Küchelchen in der Nähe der Krankenzimmer angebracht, und zwar auf jeder Seite eine.

Damit die Krankenwärterinnen sich nie zu weit von den Zimmern entfernen sollen, und zum Theil auch, daß sie nach Thunlichkeit ausrasten können, sind zwey Zimmer für sie in der Nähe bey den Kranken, nothwendig.

Die Einrichtung eines jeden dieser Zimmer, bestehe aus einigen Bettstätten, mit eben solchem Geräthe (wie die Kranken bekommen) aus einigen Stühlen, einem Tische, und einem Kasten, in und auf welchem die täglich nöthige Sachen, für die chyrurgische Verbände, verwahret und zubereitet werden. — Die Küchelchen fordern eine Feuerzange und dergleichen Hacken, Wasserbehältnisse, eine Bank dazu, einen Tisch, etwelche

Töpfe

Töpfe und Reinen, die, ihrer Dauer wegen, von Eisen seyn sollen.

Diese wäre die Einrichtung des Obern Stockwerkes. Nun! die des unteren, welches theils für die Wohnungen deren Spitalsbeamten, theils für Spitalsverrichtungen bestimmt ist.

Die Wohnung des Direktors oder Leibarztes bestehe aus vier Zimmern Nro. 22. einer Küche Nro 23. einem Holzgewölbe Nro. 24. und einer Speisekammer Nro. 25.

Zur Wohnung des Wundarztes gehören drey Zimmer Nro. 17. das Holzgewölb Nro. 15. und die Speisekammer Nro. 14.

Man sieht, daß ich aus Mangel des Raums, und aus Sparsamkeit nichts weniger, als auf eine grosse Gemächlichkeit der Aerzte angetragen habe, die sie doch allerdings in einem Hause verdienen, wo ihre Gesundheit täglich der Gefahr des Verlustes ausgesetzet ist. Die geräumigen Wohnungen, wie sie die Aerzte des Krankenhauses in Wien geniessen sollen, sind mir Bürge, daß auch hier bessere gestattet würden, wenn es der Raum zuliesse. Höchstens könnte jede dieser Wohnungen ein Zimmer noch erhalten, und dieses nur in dem Falle, wenn ein allgemeines, zum

Spitale gehöriges, Holzdepositorium errichtet würde. In diesem Falle könnten nämlich die zwey bestimmten Holzgewölber, in Zimmer verwandelt werden.

Wenn die Aerzte aber auch nicht geräumig in dem Spitale wohnen können, so soll ihnen doch, so viel möglich, Gemächlichkeit vergönnet werden. Daher soll ein Fehler (welchen der Zeichner des Risses begieng) dahin abgeändert werden, daß das unter Nro 18. angezeigte Assistentenzimmer, an das Ort von Nro. 1. und des Schreibers Zimmer, von Nro. 19 auf 25. verlegt werde. Bey dieser Veränderung ist doppelter Gewinn: Die Speisekammern der Aerzte könnten an die Stelle der genannten Zimmer kommen, folglich hätten sie ihre Wohnungsstücke beysammen, und sie könnten ihre Wohnungen (Sicherheits halber) mit brettenen Scheidewänden auf ihre Kosten abtheilen, und verschliessen. Die Assistenten aber gewinnen (wenn ihre Zimmer unter Nro. 14. sind) mehr Raum, und der Schreiber wäre unter Nro. 25. ganz neben dem Dispositionszimmer, in welches aus seinem, eine Thür gemacht werden kann.

Nro. 21. Ist das Strohdepositorium, das, wegen Feuersgefahr, gewölbt werden sollte.

Nro. 20. Die Requisitenkammer des Weißleinenzeugs, der Schlafröcke und Pantoffeln für die Kranken, dazu sie mit den erforderlichen Kästen zu versehen ist.

Für diese beyde Depositorien sollten die Thüren vom Hofe hineingemacht werden, damit man nicht nöthig habe, durch die Gänge der Aerzte zu gehen.

Nro. 25. Wäre also statt der Speisekammer des Arztes, das Zimmer des Schreibers, und gleich darneben:

Nro. 26. Zwey Dispositionszimmer. In diesen sollen die Kranken in der Frühe, zu einer bestimmten Zeit untersuchet, aufgenommen werden, auch allenfalls nur nöthige, Arzneyverschreibungen bekommen. Eines ist für den Medikus, das andere für den Chyrurgus, in dessen Zimmer auch die bey dem Haüervolke so häufigen Präservativ-Aderlässe; vorzunehmen sind.

Die Einrichtung dieser Zimmer bestehe: aus drey Schreibtischen, einer Schriftenstelle, etwelchen Stühlen und Bänken; die übrige Möblirung in dem Zimmer des Schreibers hat er sich, ausser einer Geldtruche, selbst anzuschaffen.

Nro. 27. Die Kapelle. Ihre Einrichtung bestehe, in einem Altar mit einem geschnitzten Kreutzbilde, einem Tabernakel mit zwey anbetenden Engeln, einem Paar Leichter, und einigen Stühlen (für das Hausvolk); der Hostien- und Meßkelch ist in dem Tabernakel zu verwahren; die nöthige Priesterkleidung, und andere zu priesterlichen Verrichtungen nöthige Aparate aber können — weil keine Sakristey anzubringen ist — in Fächer geleget werden, die rückwärts in den Altartisch einzupassen wären.

Nro. 29. Das Zimmer für den Spitalkaplan.

Nro. 30. Das Operationszimmer. Es wäre schauderlich, und schrecklich für die übrige Kranke, wenn die nothwendige chirurgische Operationen von größerer Wichtigkeit, unter ihren Augen vorgenommen würden. Daher ist es nothwendig, ein eigenes Zimmer dazu zu wählen. In dieses werde der Patient bey einer an seinem Körper anzustellenden Operation gebracht, in welchem eine solche ohne Geräusch, ohne Abscheu anderer Kranken, vorgenommen werden kann. — Tische, Sessel, und einige Handbretter, und ein Glaskasten für die Instrumenten, sind die nothwendigen Geräthe dieses Zimmers. Die chirurgische Instrumenten sind in diesem Glaskasten aufzubewahren,

ren, aber mittelst einer Rolette zu verdecken, damit das an sich nützliche, aber doch fürchterliche, Heer der peinigenden Heilwerkzeugen nicht Furcht verursache, und die Angst vermehre.

Nro. 31. Ist das Sektionszimmer, und die Todtenkammer. Zur Aufklärung dunkler Krankengeschichten, und mehrerem Unterrichte deren Aerzten soll es nicht verwehret werden, so oft todte Körper zu öfnen, als es die Gelegenheit und Nothwendigkeit zulassen. Gegenwärtig ist dieses nützliche und nothwendige Verfahren, wegen den Vorurtheilen des Volkes, beynahe unmöglich. Im Spitale aber fällt dieses Hinderniß bey Seite, besonders wenn man die Vorsicht gebrauchet, keinen Todten irgend Jemand, ausser den Spitalsbeamten, sehen zu lassen.

Sobald der Kranke verstorben ist, soll der Leichnam durch die Hausknechte in das Sektionszimmer, und von da, wenn er geöfnet, oder die Oefnung entbehrlich oder unthunlich ist, in die Todtenkammer gebracht werden, wo er in einen vorräthigen Sarg gelegt, mit Kalch bestreuet werde, und bis zur Begräbniß liegen bleibe.

Die Einrichtung des Sektionszimmers bestehe aus einem Anatomirtische, und Wasserbehältnisse. — In der Todtenkammer werde Kalch zum

Das nöthige Geräthe, für die drey letztlich angezeigten Zimmer, sind: Bettstätte, Tische, und Stühle.

Der Baumeister hat vier Holzgewölber angebracht, eines für den Doktor, das andere für den Wundarzt, das dritte für den Koch, und das vierte für die Waschküche. Wohin aber das nöthige Holz für das übrige Spitalspersonale, für die Krankensäle, und ihre Küchelchen hinzulegen ist — das hat er nicht angezeigt. Er hat vergessen, daß ich gar kein besonderes, wohl aber ein allgemeines Holzlager angab, welches im Kosten-Ueberschlag ganz ausblieb. Ein solches könnte aber nahe an dem Gebäude, auf dem für das Spital bestimmten Platz, aber nur von Holz, errichtet werden. In dieses käme alles im Hause nöthige Holz abzulegen, und dieses dorther, durch die Hausknechte nach Nothdurft, zu vertheilen. Auf diese Art fielen vier in dem Gebäude-Riß bestimmte Holzgewölber weg, aus denen Zimmer gemacht werden könnten, nemlich eines für die Wohnung des Doktors, das andere für die des Chirurgen, das dritte für den medizinischen Assistenten, das vierte bliebe für eine, oder ein Paar zahlende Partheyen.

Die Keller sind in hinlänglicher Zahl aufgezeichnet, um deren Bedürfniß bey den beyden

Aerz-

Aerzten, bey der Apotheke, und bey dem Koch zu sichern.

Unter dem Dache des Gebäudes sollen kleine Kämmerchen von Holz unterschlagen werden, und diese zur Aufbewahrung der mitgebrachten Kleidungen der Kranken, und zur Auslüftung der Betten dienen.

Alles dasjenige, was ich von den beygefügten Grundrissen nicht erläutert habe, ist leicht aus denselben zu erkennen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Auslagen, die für das Spital zu machen sind.

Die tägliche Erfahrung, und das, was ich in den vorigen Abschnitten anführte, ist mir für meine Meinung Bürge, daß nur in einem zweckmäßig eingerichteten Krankenhause, die Kranken über alle Bedürfnisse gesichert sind.

Zur Sicherheit einer Spitalsanstalt, und ihrer Dauer, ist es aber nöthig, die wachsamste Rücksicht auf die Unkosten zu nehmen, welche

sie erfordert, und diese Rücksicht soll weit von karger Sparsamkeit entfernt seyn, weil sie leicht den Kranken die angehofte bessere Verpflegung, vergiften könnte.

Die Auslagen, die für das Krankenhaus zu machen wären, sind von doppelter Art, und zwar: solche, welche auf einmal, und jene, die jährlich zu machen kommen. Auf die ersten beziehen sich die, welche zum Ankaufe des Platzes, zum Bau des Spitals, und zu dessen erster Meublirung erforderlich sind.

Der zum Spital gewählte Platz, nemlich der sogenannte evangelisch-lutherische Gemeinde-Garten dürfte von dem nunmehrigen Eigenthümer (Herrn Klauser) — und der dazu gehörige Fidlerische Meyerhof von dessen Innhaber — wie ich aus einer mit beyden gepflogenen Unterredung schliessen kann, zusammen gelassen werden um . . . 5000 fl. — kr.

Des Baumeisters Unkosten-Ueberschlag, in welchem bereits die Arbeiten aller dazu nöthigen Handwerker miteingerechnet sind, beträgt 79240 fl. 51 kr. Da aber das Spitalgebäude nun einen viel vortheilhaftern Platz gewinnen kann, indem das Waisenhaus nicht vorgerichtet wird, so fällt dadurch eine so große Menge von Baumaterialien

un-

und Schichttagen (welche auf die Planirung verwendet werden müßten) in Ersparniß, daß nach Herrn Pirkers eigener Aussage 3240 fl. erspa- ret werden können, folglich die Summe des Baues nur betrüge . 76000 fl. 51 kr.

Die Belohnung des Baumeisters (wenn das Spital errichtet wird) zu bestimmen, ist nicht meine Sache. Indessen zweifle ich nicht an verdienter, guter Belohnung. Auch im Falle das Spital nicht zu Stande kömmt, verdienet die Mühe, welche er sich bey der Bearbeitung, und Zeichnung der Plane gegeben hat, vergolten zu werden. Damit im letztern Falle, diese letztern Auslagen nicht ohne Nutzen vergrössert werden, darum habe ich, nachdem bereits die Gewißheit hier war, daß das Waisenhaus nicht errichtet wird, doch die Bauplane, nicht verändern lassen.

Bey dem Ueberschlage der Kosten habe ich alles in grosser Zahl, und hohen Preisen angerechnet, um lieber eine Ersparniß, als höhere Ausgabe zu gewärtigen. Ich habe mich zwar bemühet, in diesem Ueberschlage alles von grösserer Wichtigkeit — aber für überflüßig gehalten, jede Kleinigkeit, anzusetzen.

Indessen, wenn auch etwas von Bedeutung ausgeblieben wäre, so dürfte es doch kaum den

Betrag übersteigen, welchen ich annehme mit 8999 fl. 9 kr.

wären also die ersten Ausgaben:

	fl.	kr.
der Ankauf des Hauses .	5000	—
die Bauunkosten . .	76000	51
die erste Meublirung .	8999	9
zusammen	90000	—

Die jährlichen Ausgaben beziehen sich

1tens Auf die Versorgung der Kranken mit Nahrung und Arzney.

Da die Kosten, welche das Personale, Holz Licht, und andere Bedürfnisse fordern, besonders in Rechnung kommen, so glaube ich für Speisen und Arzney füglich, 10 Kr. für jeden Mann täglich annehmen, und vielleicht auch da noch einige Ersparnisse gewärtigen, zu können.

Bey dem ganzen Entwurfe, wurde immer auf täglich zu versorgende 200 Personen Rücksicht genommen, für welche die bestimmten 10 Kreutzer, jährlich betrügen . 12166 fl. 40 kr.

2tens Zur Heitzung aller Oefen, und zur Feuerung in allen Küchen dürften (besonders da

bey

bey dem Tracteur, und in den Kranken-Küchelchen der Heerd beynahe nie feuerleer wäre) 400 Klafter Brennholz erforderlich seyn, welches (die Klafter zu 2 fl. 20 kr. gerechnet) eine Summe beträgt, von . 933 fl. 20 kr.

3tens Auf Lichter und Lampen, für die Gänge und Krankenzimmer, auf . 100 fl.

4tens Die Besoldungen der Dienstleute, und zwar:

a. Für den Leibarzt und Direktor 900 fl.

Ich habe mir nicht mehr bestimmet, als ich dermalen geniesse. Stolz auf die höchste Gnade meinem Monarchen dienen, und seine Unterthanen erhalten zu können, bin ich mit diesem zufrieden. Es wird blos von Ihm, und von der Zufriedenheit meiner Behörden abhangen, mir diesen Gehalt nach Verdiensten, zu vermehren.

b. Für den Wundarzt . 600 fl.

Schon die Besoldung, welche der hiesige Wundarzt genießt, ist nicht ansehnlich. Bey der Nothwendigkeit im Spitale zu wohnen, würde er aber auch davon verlieren, weil er seine Barbierstube aufgeben, und der Betrag der Ader-

laßgelder, an das Spital fallen müßte. Er wäre also bey vielen Geschäften der Armuth blos gestellt, wenn ihm nicht wenigstens der oben genannte Gehalt, bewilliget würde.

c. Für den Spitalschreiber . 300 fl.
Seine gute Aufführung, und vieler Diensteifer sollten ihm den Weg zu andern Geschäften, bey der Bergkammer bahnen.

d. Für jeden deren 3 Assistenten 250 fl.
folglich zusammen. . = 750 fl.

Für ihre geleisteten Dienste könnten sie, nach gesammelter Erfahrung und bey Gelegenheit, als k. k. Aerzte, und Wundärzte in die übrigen erbländischen Bergörter, befördert werden.

e. Für jede Krankenwärterin jährlich 100 fl.
folglich, für acht und vierzig = 4800 fl.

Jedoch würde nicht durch das ganze Jahr diese Zahl beständig seyn, denn bey wenigeren Kranken würden auch wenigere Wärterinnen erfordert, könnten folglich die Entbehrlichen indessen entlassen, und also der Betrag für die nicht gedienten Tage, dem Spitale anheimfallen.

f. Für

f. Für die vier Hausknechte, jedem 150 fl. folglich zusammen . . . 600 fl.

Zu diesen Ausgaben kann noch gerechnet werden:

g. Auf die Reparation des Gebäudes, der Betten, Kleidungen, und anderer Geräthschaften . . . . 200 fl.

Diese wären also die Ausgaben, die für das Spital zu machen sind. Nun ist aber noch eine sehr wichtige übrig, nemlich — die Versorgung der Weiber und Kinder.

Ich habe oben schon gesagt, daß es Billigkeit und Menschenliebe fordert, der Knappen Weiber und Kinder von Seite der Spitalsrevenüen zu versorgen, weil alles dasjenige, was die Knappenschaft während ihrer Krankheit zu geniessen pflegt, hernach dem Spitale zuflieſsen soll.

Um zu wissen, wie viele Weiber und Kinder versorgt werden sollen, habe ich folgenden Maaßstab angenommen. Ich glaube nemlich nach langem Untersuchen und Nachforschen annehmen zu können, daß zwey Drittheile der Knappenschaft verheurathet, und jede Ehe mit zwey Kindern gesegnet sey. Ich nehme also, um lie-

ber zu viel, als zu wenig zu rechnen, diese Zahl an, so wären täglich von zwey hundert kranken Männern, ein hundert vier und dreyßig Weiber, und zweyhundert acht und sechzig Kinder, zu versorgen.

Da der Rang des Knappen, während er krank liegt, gleich ist, folglich auch für ihre Weiber gleich seyn muß (weil des Erzhauers, wie des Rinnenfegers Weib bey des Mannes Krankheit arm ist, und nach seinem Tode noch ärmer wird) so müssen auch die Bedürfnisse, gleich angenommen werden.

Die Bedürfnisse der Familie eines Bergmannes, während dieser im Spitale läge, schränkten sich blos auf Nahrung ein. Für diese glaube ich (ohne den Vorwurf über Bedrückung zu befürchten) nach dem Maaßstabe der hiesigen Volksmenge, des k. k. Militärs, und des hiesigen Armeninstituts täglich für jedes Weib 3 kr., und für jedes Kind 1 kr. annehmen zu können; eine Summe, die dermalen viele Familien samt dem Vater, nicht geniessen. Freylichwohl würden vielleicht nicht immer so viele, aber gewießlich nie mehr zu versorgen seyn, betrüge daher die Weiber- und Kinderversorgung. . . . 4075 fl. 50 kr.

Sum-

Summarische Wiederholung der Auslagen.

	fl.	kr.
Versorgung der Kranken mit Nahrung und Arzney.	12166	40
Holz und Licht.	1033	20
Besoldungen.	7950	=
Jährliche Reperaturen. . .	200	—
Weiber- und Kinder-Versorgung.	4075	50
Summa	25425	50

Sechster Abschnitt.

Von den Einkünften des Spitales.

So groß auch die Auslagen scheinen mögen, und so gering auch die bisher für ein Spital bestimmte Summe ist, so hoffe ich doch die Leichtigkeit der ersteren Bestreitung, zu zeigen.

Alles, was man bisher, als eine gewisse Einnahme für ein künftiges Krankenhaus bestimmte, war ein im dreyjährigen Durchschnitte genommene Summe, der, bey der k. k. Bergkammer, auf Kranke verwendeten Auslagen.

Diese Auslagen ziehe auch ich hieher, nur mit einer kleinen Ausdehnung, und zwar:

1. Nach einem summarischen Aufsatze der Herren Bergverwalter, belaufen sich die Krankengelder des sämmtlichen Oberbieberstolner-Berg-Pochwerks-Kunstwesens-Schmidtenpersonals — die Hüttenleute sind übersehen worden, — im dreyjährigen Durchschnitte, auf: 9584 fl. $16\frac{1}{4}$ kr.

2. Belaufen sich die Apotheker-Spezifikationen, ebenfalls im dreyjährigen Durchschnitte, auf zwey tausend vierhundert neun und vierzig Gulden, drey und dreyßig Kreutzer. Dieser Betrag soll aber vielmehr von den letztern drey Jahren, wo sich die Krankheiten sehr zu häufen anfiengen, genommen werden. *) Ich nehme also diesen an, so ist der Betrag: 4628 fl. —

Beyde Summen zusammengezogen machen: 14212 fl. $16\frac{1}{4}$ kr. welche die ganze mir angewiesene Summe waren, für die ich die geforderte Spitalanstalten entwerfen sollte. Es ist klar,

*) Im siebenjährigen Durchschnitte beträgt aber, für das hiesige k. k. Bergvolk, der Arzneyaufwand (ohne denen von den Rechnungen gemachten Abzügen) 7881 fl. 30 3/4 kr.

klar, daß ich und vielleicht jeder andere dafür dieses zu thun, ausser Stand wäre. Ich war daher gezwungen nach andern Quellen zu forschen, und glaube sie, in nachstehenden Paragraphen, gefunden zu haben.

a. Meine, und des hiesigen Wundarztes Besoldung d. i. meine Besoldung von der k. k. Bergkammer, 600 fl. von der Bruderlade, 300 fl. Holzgeld, 50 fl. Quartiergeld, 40 fl. für Schreibmaterialien, 10 fl. — des Wundarztes Besoldung: vom Oberbieberstoln, 208 fl. von der Bruderlade, 208 fl. Pferdegeld, 40 fl. also zusammen. . . . . 1456 fl. — kr.

Mein Pferdedeputat, habe ich weder in die Einnahme, noch in die Ausgabe gesetzt, weil ich dasselbe nachher, wie itzt gebrauche.

b. Der hiesige, so wie der Wundarzt auf dem Windschachte, haben jeder auf einen Gesellen 100 fl. und jeder eben so viel Pauschquantum für Aderlässe bey dem Hauer-Volke, also zusammen: . . . . . . 400 fl. — kr.

Diese Beträge müssen, weil beydes (für was sie bestimmt sind) vom Spitale besorgt soll werden, demselben zufallen.

c. Die Hauerschaft genießt aus der Bruderlade einen Beytrag, die sie mehr anlockt krank zu seyn, als er ihr wahre Hülfe schaft. Wenn einer von ihr vier Wochen lang krank ist, so bekömmt er nach Verschiedenheit seines Arbeitranges, 24. 32. 40. kr., welches Quantum zwar nicht wiederholt wird, wenn er in einem fort länger kränkelt, aber doch gegeben wird, wenn er öfters im Jahre krank ist. — Dieses (so edel auch der Endzweck ist) eifert Viele an, wenn sie auch eher arbeiten könnten, gerade noch die vierte Woche zu Hause zu bleiben, und daher macht die Summe dieses Krankenbeytrags (im dreyjährigen Durschnitte) laut aus der Bruderlade gezogenem Ausweis: . . . . . . 939 fl. 54¾ kr.

Da, wie oben erwähnt wurde, es billig und erforderlich ist, daß alles das, was der Hauer gegenwärtig bey Krankheitsfällen, genießt, hernach, weil er mit allen im Spitale, und auch dessen Angehörige ausser demselben versorgt werden sollen, demselben zufalle, so ist vorüglich auf Nachstehendes Rücksicht zu nehmen:

a. Es ist der löbliche Gebrauch unter den hiesigen Grubenleuten, sich bey Krankheitsfällen selbst zu versorgen, und erst nach dieser Zeit in die Provision bey der k. k. Bergkammer zu kommen, das ist: wenn ein Erz- oder Gedinghauer erkranket

erkranket, so arbeiten seine Schlegelgesellen durch die genannte Zeit für ihn, und theilen dann den Lohn mit ihm so, als ob er gearbeitet hätte.

Um zu wissen, welche Summe sich durch diesen Betrag für das Krankenhaus ergeben dürfte, ließ ich mir von dem Herrn Bergschreiber die Zahl aller Numern — deren zu den Oberbieberstoln gehörigen Gruben — geben, die sich auf einhundert fünf und siebenzig Numern belief. Ich konnte mit allem Rechte so viele kranke Hauer annehmen, als Numern sind. Zwar wird täglich nicht aus jedem einer, aber hingegen bey manchem, besonders die viel männisch belegt sind, Mehrere krank seyn. Lange Zeit forschte ich bey der täglichen Verschreibung, und bey Krankenbesuchen aus allen Geding- und Erzhauern, wie hoch sie sich vierzehntäglich arbeiten? Durch diese Nachfrage, und darüber auch weiters eingeholte Nachrichten wurde ich in den Stand gesetzt, einen Kalkul zu ziehen, und ich glaube nicht zu viel zu rechnen, wenn ich jeden Geding- und Erzhaüer (vierzehntäglich) auf **vier** Gulden rechne. Freylichwohl arbeitet sich nicht jeder Gedinghaüer so hoch, aber hingegen die meisten Erzhauer höher. *) Ich multiplicirte also die täglich

*) Daß ich nicht zuhoch kalkulirte, überzeugt mich seitdem die Erfahrung, da die k. k. Hauptbuchhalterey, bey allen

lich angenommene kranken einhundert fünf und siebenzig Hauer, mit ihrem so billig angnommenen Verdienste, und mit den Wochen des Jahres, und es zeigte sich, daß dieser Beytrag jährlich dem Spitale tragen müßte: . 18,200 fl. — kr.

Die Einkünften wären also:

	fl.	kr.
Die bisher abgefolgte Krankengelder.	9584	$16\frac{1}{4}$
Die Arzneygelder.	4628	—
Meine und des Chyrurgen Besoldung.	1456	—
Die Aderlaß und Gesellengelder.	400	—
Krankengelder von der Bruderlade.	939	$54\frac{3}{4}$
Beyträge der Schlegelgesellen.	18200	—
Summa	35208	11

Wenn nun von diesem Quantum die vorhergezeigten Ausgaben abgezogen werden, so zeigt sich ein jährlicher Ueberschuß von: 9782 fl. 21 kr.

Dieser

hauerschaftlichen Rechnungen den vierzehntäglichen Verdienst, mit vier Gulden annimmt.

Dieser Ueberschuß würde dienen, den Vorschuß abzuzahlen, welcher zum Baue, und zur ersten Moeublirung des Spitals nothwendig ist; — können wir einen Augenblick zweifeln, woher dieser Vorschuß zu suchen ist? Von der Gnade, unseres **wohlthätigen Monarchen.**

Seine Gnade, wenn es auf das Wohl **Seiner** Unterthanen ankömmt, ist der sicherste Fond, den wir uns wünschen können. Wenige Jahre sind nothwendig, so ist der Vorschuß zurückgezahlet. Dann wird es abermals von der Gnade unseres **Wohlthäters** abhangen, ob er den jährlichen Ueberschuß als ein fruchtbringendes Kapital für die Aufrechthaltung, oder allenfällige Erweiternng des Spitals, und zur Vermehrung der Besoldungen, oder aber zur Gründung eines Waisen, und Siechenhauses, verwendet wissen will.

Ueber den mir zur Bearbeitung aufgetragenen Gegenstand, hätte ich also hiemit meine Meinung gesagt. Ich habe mich zwar mit Offenherzigkeit über alles erklärt, was ich anzumerken nöthig fand, aber nicht über alles, was ich bey diesem Gegenstande denke und fühle, was sich hieüber sagen läßt, weil ich mit mehren Worten, lästig zu werden befürchtete. Sind wir so glücklich (wie ich nicht zweifle) das Spital hier errichtet

tet zu bekommen, so werde ich ohnehin noch Gelegenheit in der Fülle haben, das nachzutragen, was etwa dermalen ausgeblieben ist.

Indessen war ich beflissen, alles auszuheben, was mir wichtig schien, was mir meine Erfahrung, und Lektüre anrieth. Ich unterwerfe alles einem höheren Urtheile, besonders dem Gutachten Derer, welche unsern Monarchen bey seinen fürtreflichen Unternehmungen für die Gesundheit seiner Unterthanen in Wien, mit ihrem Rathe unterstützen, und ich zweifle nicht, daß sich vieles, was in dem allgemeinen Krankenhause der Kaiserstadt gut ist, auch hier mit unseren Lokalumständen verbinden liesse; aber ich war noch nicht so glücklich, jene zu sehen.

Dennoch war ich besorgt, mein möglichstes zu thuen. Die Krankenpflege habe ich nach meiner Ueberzeugung anzerathen; den Bau nach meinem Gutdünken angegeben; und auf die Quelle des nöthigen Nerbens aufmerksam gemacht.

Sollte jemand glauben, daß sich die Einkünfte nicht immer gleich ergeben dürften, so glaube ich doch auch, daß im Fall dieses wirklich einträfe, doch immer an Gelde es nicht mangeln wird. Es werden nicht immer alle Betten mit Kranken voll seyn; die löbl. Gewerkschaften

werden,

werden, wenn sie einmal die Früchten guter Spitalsanstalten sehen, mit Freuden ihre Knappenschaft gegen Bezahlung an die leeren Plätze zu bringen suchen, und es giebt noch Fälle w. z. B. Testamente, Kaduzitätgüter, Strafgelder u. d. gl. welche dem Spitale nutzen können.

Noch einem möglichen Vorwurfe muß ich hier vorbeugen; warum gerade hier so sehr auf eine Spitalsanstalt gedrungen wird? — Weil hier das Bergvolk am zahlreichsten, und der Grubenbau am wichtigsten ist. Ich glaube aber auch, daß sich in allen k. k. Bergstädten (wenigstens so viele ich deren kenne) mutatis mutandis eine solche Anstalt treffen liesse, und daß ich mir sie auszuführen getraute.

Die Wichtigkeit des in diesem Entwurfe abgehandelten Gegenstandes, und die Grösse der vorzusehenden Sorgfalt ist mir Bürge, daß gewiß jeder Kranke, und genesene Hauer dankbar für so viele genossene und zu geniessende Gnaden, sich erinnern wird. Er wird mit verdoppeltem Fleisse in das Mark den Gebirge eindringen, um dem Staate die wiedergeschenkte Gesundheit, und das erhaltene Leben zu danken.

* * *

So weit das, was ich über ein Krankenhaus für Schemnitz im July 1786, auf wiederholte Befehle schrieb. Ich habe das damals geschriebene, hier ohne Veränderung, ohne etwas zu zusetzen, oder etwas wegzunehmen, aus guten Absichten abdrucken lassen. Für Sachkundige wird es überflüßig seyn anzumerken, daß bey dieser Bearbeitung die Herren v. Brambilla, Fauken, und Frieze meine vorzüglichste Geleitsmänner waren, und daß ich die Nachricht über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien, für Kost, Kleidung, und Betten, getreu benutzte. Sollte man auch meine nicht wenige eigene Gedanken verkennen, so wird man mir doch die Form der Einkleidung lassen, und mit mir die Nothwendigkeit eines Spitals für das hiesige Bergvolk erkennen, welches aber dennoch bis itzt — nicht vorgerichtet ist; weil mein Entwurf nicht zum Vortrage kam, und dem Höchstseeligen Kaiser nicht vorgelegt wurde.

Wahrscheinlich getraute man sich, wegen dem nahmhaften Vorschusse — der zur Realisirung meines Spitalplans notbwendig ist — denselben nicht an höchsten Orten vorzulegen, besonders da bald, nachdem ich ihn von mir gegeben hatte, dringendere Staatsbedürfnisse eintraten. Ich glau-

be

he aber nun, daß auch jeder Vorschuß überflüßig seyn könnte, wenn bey geringeren Bedürfnissen des Staats, die vorräthige Erzstrassen (bis zur Vollendung des Spitalbaues) zu desselben Vortheil betrieben würden, oder wenn auf gemeinschaftliche Unkosten der k. k. Bergkammer, und der Revenüen der hiesigen reichen Stadt das Krankenhaus errichtet würde, in welchem (letzterem) Falle dasselbe freylichwohl vergrössert werden müßte, damit auch der Knappen Weiber und Kinder, oder die ärmere Bürgerklasse, oder wenigstens das Dienstgesinde in Krankheitsfällen versorgt werden könnte. Thunlich wäre dieses ohne Zweifel, da diese Stadt einen ansehnlichen Spitalfond, aber kein Spital hat.

Daß die Zeit kommen wird, in welcher diese berühmte Stadt durch gute Spitalanstalten noch ehrwürdiger werden soll, hoffe ich mit Zuversicht. Vielleicht daß meine Schrift irgend einem mächtigen Menschenfreund in die Hand fällt, vielleicht daß der eben so gütige als weise Leopold hierauf aufmerksam gemacht wird. Bis dahin muß sich unsere Bürgerschaft mit dem einen Gefängniß ähnlichen, in der Topographie beschriebenen Spital begnügen; der gewerkschaftliche Bergmann hilflos schmachten; und die k. k. Knappenschaft mit dem kleinen Windschachterkrankenhaus, zufrieden seyn.

Dieses letztere, wurde vor zwey Jahren vorgerichtet. Schon ehe hatte man hier für das k. k. Bergvolk ein Haus am Windschacht, das man Spital nannte, das aber eigentlich die Wohnung des dortigen Wundarztes war. Nur zwey kleine, durch eine dünne Scheidewand getrennte Zimmer waren eigentlich der Aufnahme von Kranken gewidmet, davon in einem noch dazu der Krankenwärter samt seinem Weibe wohnen mußte, obwohl beyde Kämmerchen zusammen nur 23 Schuh lang, und 15 Schuh 3 Zoll breit waren. Das größte Gemach im Hause — ein Zimmer vor 38 Schuh Länge und 32 Schuh Breite, — war die Speisekammer des Wundarztes. Ausser fünf Bettstellen (die einen Strohsack, ein Leintuch, einen Polster, und eine Kotze enthielten) und ausser ein Paar Leibstühlen, war im ganzen Hause nichts, für den Dienst der Kranken. Dazu kam noch, daß die Zimmer sehr unrein und schmutzig gehalten, daß die Fenster nieder genug waren, um die Kranken allen Vorübergehenden bloszustellen, daß keine Geschirre zum Gebrauche der Kranken, keine Bandagen zum Verbinden der Wunden, sogar keine Gurten zur Festhaltung der Rasenden zugegen waren, und daß endlich der Kranke dort in der Gefahr zum Erhungern war, wenn er keine Angehörigen hatte, oder wenn ihm der Bergchyrurg nicht aus Barmherzigkeit, etwas zu essen reichte.

Durch

Durch dieses öffentliche Elend aufgefordert, verwendete ich mich um die Erlaubniß, dieses so genannte Krankenhaus wenigstens so vorrichten zu können, daß es doch einem Lazarathe ähnlich säbe, wie jedes gut conditionirte Dorf haben sollte. Ich erhielt die Erlaubniß.

Nun wurde von denen zwey Kämmerchen eines als Speise für den Wundarzt, das andere aber für drey Kranke vorgerichtet. Unter dem Dache wurde ein Zimmer samt Kammer und Küche, unten im Gange eine Todenkammer gebaut, und die vormalige Speisekammer, für ein ordentliches Krankenzimmer zugerichtet. Die Fensterbrüstungen wurden eine Klafter hoch über den Erdboden aufgemauert, im Zimmer noch ein Ofen gesetzt, und in der Decke (die von Holzbalken ist) zwey Oefnungen gemacht, welche mit Fallthüren geschlossen werden, und über die eine hölzerne trichterförmige, bis durch das Dach ragende gedeckte Lutte, aufgesetzt ist. Die Fallthüren können mit einer Schnur aufgezogen werden. Wird dann die Zimmerthür, (welche in der Nähe der von der Gassenseite befindlichen Gangthür ist) geöffnet, so drängt die da eintretende frischere Luft die dickere durch die Deckenlutte hinauf, welche Luftreinigung noch vollkommener wird, wenn zu einer andern Zeit auch das

der Zimmerthür entgegengesetzte Fenster, auf einige Minuten geöffnet wird.

Eine andere Art der Lufreinigung ließ sich in diesem Hospital, wegen seiner Bauart, und weil es nur aus dem Erdgeschoose bestehet, nicht füglich anbringen. Ein sehr einfacher, zugleich als ein Ventilator dienlicher Ofen, nach der Angabe meines Freundes, des Herrn Bergrath und Professor **Haidinger**, hätte mir aber dazu füglich dienen können, wenn er mir damals bekannt gewesen wäre.

Dieser verdienstvolle Gelehrte entwarf vor einem Jahre die Zeichnung von einer Waschmaschine für Spitäler, welcher er auch einen Ofen beyfügte, der zugleich als ein Ventilator dienen kann; nach ähnlichen, physischen Grundsätzen (wie der des Herrn von Nagel) entworfen, aber leichter anwendbar, und mit viel geringeren Unkosten zu errichten ist. Das Ganze ließ er dem höchstseeligen Monarchen zur ebenfalls beliebigen Anwendung vorlegen; welcher Gebrauch aber davon gemacht wurde, ist unbekannt. Es wäre Schade, wenn diese für Spitäler höchst nützliche Entwürfe verlohren giengen. Ich glaube daher dem Publicum keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, daß ich meinen Freund zur Bekanntmachung derselben beredete, und daß ich

in der dritten Kupfertafel, samt seiner Beschreibung davon, die in der zu den Kupfertafeln nöthigen Erläuterung vorkommen soll — mittheile; und so kehre ich nach der wichtigen Auslenkung, zu meinem Spital zurück.

Geräumig genug ist dasselbe für achtzehn Betten im grossen Krankenzimmer. Zwischen jedem Bette ist ein Raum von mehr als drey Schuhen, wo ein hölzerner Leibstuhl stehet, der gut verzinnte kupferne Töpfe enthält. Die Bettgeräthe und die Krankenkleidungen sind, wie ich in dem grösseren Plane gefordert habe; um das Bett eines Sterbenden werden Schirmwände gestellt.

In der Mitte des Zimmers steht ein grosser langer Kastentisch, in dessen verschiedenen zum Sperren eingerichteten Fächern das vorräthige Leinenzeug, trockene Arzneyen, Bandagen, und die Instrumenten verwahrt werden. Am Ende des Tisches ist ein geschnitztes Crucifixbild angebracht, auf welches alle Kranken sehen können, und ober demselben hängt eine blecherne Glaslampe, dessen Inslichtdampf eine durch die Brettdecke gehende Röhre, ableitet.

Den Dienst für die Kranken versieht der k. k. Bergarzt am Windschacht, der dortige

Bergchyrurg, ein k. k. Beamter als Rechnungs-führer, ein Krankenwärter (dessen Weib auch die Pflichten eines Spitalkochs übernommen hat) und mir, ist die Oberaufsicht anvertraut. Ich muste daher die nöthige Instruktionen für das Dienstpersonale verfassen, bey welchen ich vielleicht eben so wie bey dem vorgelassenen Entwurfe, noch Vielmehreres (als ohnedem geschah) hätte anmerken können, wenn damals schon die sehr wichtigen Spitalschriften eines **Frank**, eines **Stoll**, eines **Strak** u. m. a bekannt gewesen wären; oder wenn ich auch damals schon, die schätzbaren Einrichtungen, bey denen seit meiner Anwesenheit in Hungarn neu errichteten Civil und Militär Spitalsanstalten in Wien, gesehen hätte. Aber alles, was ich in dem grössern Plan überhaupt gesagt habe, und für die Krankenpflege insbesondere vortheilhaft ist, habe ich in jenen Instruktionen zusammengedrängt. Der kranke Mann wird dort sorgfältig geheilt, er bekömmt eine gute Kost (die aus den Speiseordnungen des Wiener, allgemeinen Krankenhauses, und des dortigen Militär-Spitals gewählt ist) er erhält alle nöthige Arzneyen unentgeltlich; um gar keinen Mangel bey der Krankenwartung zu haben, werden im Nothfalle dem Krankenwärter Gehülfen gestattet, und Jedermann rühmt die dort herrschende Reinlichkeit.

Auf

Auf diese Art hätten wir dann hier in Schemnitz für das k. k. Bergvolk ein Krankenhaus, das jedoch noch zu unvollkommen, und in Verhältniß mit der grossen Volksmenge und der grossen Krankenzahl viel zu klein ist. Höchstens taugt es nur für ausserordentliche Fälle; für die Verpflegung äusserst verlassener, dürftiger Knappen, und für Heilungsversuche bey merkwürdigen, oder zweifelhaften Krankheiten. Immer also noch bleibt das intentionirte grössere Spital, ein unentbehrliches Bedürfniß für den achtungswürdigen Bergmann.

Ob ich diesem Bedürfnisse zu steuern ein Mitgehülfe zu seyn fähig bin, wird man in dieser Abhandlung mehrere Beweise angetroffen haben, und wie ich von Spitälern überhaupt denke, rechtfertige ich mich in nachstehenden, allgemeinen Sätzen.

* * *

Krankenhäuser sind die sichersten Zufluchtsörter, für arme, hülflose, schlecht versorgte Kranke.

Erst dieses Jahrhundert ist der Zeitpunkt, daß man in Europa wahre Krankenhäuser zu errichten anfieng. Vor diesem, scheint man nur verworrne

Begriffe von dem eigentlichen Endzwecke eines solchen Hauses gehabt zu haben.

Vier Zeitpunkte waren nothwendig, bis man es dahin brachte, bestimmt über Krankenhäuser zu denken, sie so zu errichten wie sie an manchen Orten sind, oder seyn sollten.

Der erste Zeitpunkt ist die Zeit der Ritter, und Kreutzzüge. Man bewirthete Verwundete, und Pilgrime, und öde, lange Strassen, auf welchen gewandert wurde, forderten eigene Häuser, die man **Hosspitäler** nannte.

Der zweyte Zeitpunkt, ist die Zeit der Pesten, und der fürchterlichen Lepra, welche die nördlichen Völker von den östlichen holten. Man kannte diese Krankheiten nicht, und kein anderes Mittel dawider, als die Absonderung, in **Pesthäuser** oder **Lazarete**.

Der dritte Zeitpunkt ist die Erscheinung der schrecklichen Venusseuche. Man scheute diese Krankheit damals mehr, als man sie itzt zu scheuen scheint, schloß ihre Schlachtopfer von der menschlichen Gesellschaft aus, und sperrte sie in **Franzosenhäuser**.

Der

Der vierte Zeitpunkt, ist die Zeit gereinigter Religiosität; Fürsten, Klöster und reiche Weltkinder wetteiferten der Armuth zu pflegen, und da grausame Kriege die halbe Welt bluten machten, und Legionen von Menschen ohne Eigenthum, Bettler und Kribbel waren, öffnete ihnen die Wohlthätigkeit **Versorgungshäuser.**

Lange blieben diese der einzige Zufluchtsort für Kranke. Aber die Zeit der **Sydenhame** und **Boerhaave**, oder welches einerley ist, die Zeit der erlauchteren Heilkunde sah die unzulängliche, zweckwidrige Anstalten, und bewirkte eine nöthige Theilung.

So entstanden dann eigentliche Krankenhäuser, und weil nicht alle Kranken in ein Haus gehören, und nicht alle Verhältnisse der Lebensarten gleich sind, so errichtete man auch noch: **Siechen- Irr- Gebähr- Findel- Kontumaz- Blatter- Krätzen- Franzosen- Pest- Versorgungs- Häuser**, und **Feld- Kriegs- See-** (Ach! konnt' ich doch auch sagen) **Berg- Spitäler.**

Endlich erschien aber ein **Universal Decennium**, und in manchem Lande wurden alle verschiedene Krankenanstalten, **universalisirt.**

Wären

Wären Universalspitäler von den Nutzen, welchen man sich im Voraus von ihnen versprach, so würde das grosse Krankenhaus in Wien für die ganze Welt ein Muster seyn können, und Faukens Entwurf für ein allgemeines Krankenhaus, nicht in Ewigkeit bleiben, ein schöner — Idealplan.

Bey der Vergleichung der Volkssagen, und praktischer Spitalkenntniß, scheint es: daß ein Universalkrankenhaus unmöglich so nützen könne, als einzelne Spitäler.

Ein grosses allgemeines — für alle Krankheiten bestimmte Krankenhaus, gleicht einem öffentlichen verdächtigen Hause, oder einem allgemeinen Leichenacker. Im ersteren ist alles in Gefahr angesteckt zu werden, was hineinkommt, im andern hilft ein Körper dem andern faulen.

Ein allgemeines Krankenhaus ist ein grosser prächtiger Schild vor einem schlechten Wirthshause, das wegen guter Bedienung im üblen Rufe steht.

Ein allgemeines Krankenhaus, macht die Sorgfalt und den Geldaufwand eines Staates anschaulich, verdeckt aber die heimliche Sünden der

Aerzte, der Krankenwärter, des ganzen Dienstpersonals.

Ein allgemeines Krankenhaus macht die angestellten Aerzte verwirrt, und die Kranken mismuthig.

Ein allgemeines Krankenhaus ist in dem Verdachte, alle Krankheiten über einen Leisten zu heilen, und eine Unfehlbarkeit zu affektiren, der alle Provinzen bey Spitalsangelegenheiten hofiren sollen.

Ein allgemeines Krankenhaus vergleicht man einem Hochgerüste, das jedermann angafft, und jedermann flieht.

Ein allgemeines Krankenhaus einer Stadt dominirt über alle Gassen und Vorstädte ihres Bezirkes, weil jeder arme Kranke, nirgends als dort Hülfe suchen kann, und es läßt sogar bey leicht möglichen Feuerbrünsten in demselben, keine Freystatt für die arme Kranken übrig.

Ein allgemeines Krankenhaus erschwert die Rechnungen, erschöpft die Fondkassen, verursacht Administrationslücken, und ein einziger Fehler bringt das Ganze, ins Stocken.

Einzelne und mehrere Spitäler in einer grossen Stadt, beugen einer allgemeinen Ansteckung vor.

Einzelne und mehrere Spitäler, machen die nöthige Absonderung thunlich; denn gebährende Weiber und Findelkinder, Venusbrüder und Kontumacisten, Aussätzige und Blatternde, Irrende und Sieche, Kribbelhafte und veraltete Menschen fordern Separation, so wie einzelne Stände: Priester und Layen, Seeleute und Soldaten u. d. m. verschiedene Behandlung fordern.

Einzelne und mehrere Spitäler gewähren den Kranken bessere Pflege, die Aufsicht kann weniger zerstreut, mehr auf einen Gegenstand hingerichtet seyn.

Einzelne und mehrere Spitäler schildern den dort hausenden Arzt, wie er leibhaftig ist, zeigen die Saumseligkeit der Spitalsdiener in ihrer Blösse, und die öffentliche Sorgfalt kann mehr betrieben werden.

Einzelne und mehrere Spitäler gestatten dem Arzte mehr Muße zum Studium über seine Kranke, er kann die Krankenzahl leichter übersehen, und sich den Kranken gefälliger machen.

Ein-

Einzelne und mehrere Spitäler bringen eine gewisse (löbliche) Emulation unter ihren Aerzten hervor. Einer sucht den andern — nicht durch labate, sondern — durch Kunstfleiß und Eifer zu übertreffen, und sich öffentliches Vertrauen — besonders wenn ein Krankenhaus besseren Arztlohn, als das andere giebt — Beförderung zu verschaffen.

Einzelne und mehrere Spitäler lassen sich leichter behandeln, leichtere Untersuchungskosten auffinden, leichter, wenn ihre Fundamentalgesetze wanken, ins Geleise bringen.

Einzelne und mehrere Spitäler lassen auch den Provinzipalärzten Ehre; eine Provinzstadt darf sich nicht nach den Maximen der Hauptstadt richten; der Arzt wird dort auch für sich handeln können, und denkt oder handelt er gescheuter in seinem Provinzialwinkel, als der Hauptstädter in seinem Konversationszirkel, so bleibt die Ehre ihm, und er kann befördernde Erlösung hoffen. Aus wüsten Gegenden werden oft die schönsten Pflanzen, in die Prachtgärten der Grossen versetzt.

In Hauptstädten soll und kann die Anstalt für mehrere Krankenhäuser seyn, aber in Provinzialstädten ist so etwas selten thunlich; da ist

jedoch

jedoch nicht so viele Gefahr von der Krankenmenge zu befürchten, und wenige Separatisten lassen sich leicht irgendwo unterbringen.

So nothwendig auch mehrere Krankenhäuser an einem grossen Orte sind, so sollen aber doch diese unter einem Direktor, eben so stehen, wie sie und alle Provinzspitäler, unter einer Hospitaldirection; aber den Aerzten muß ihr Ideengang nicht gehemmt, und schonend begegnet werden, ihnen, die der täglichen Gefahr des Todes ausgesetzt sind, und bey Gemüthskrankheiten vorzüglich geschwind der tödtenden Morbonia unterliegen.

Die Spitalsdirection eines Landes muß wachen, daß die Erfordernisse für ein Krankenhaus nie fehlen.

Die Hauptforderniße für ein gutes Krankenhaus sind, ausser guten, verständigen Leib- und Wundärzten, bey einem sichern Spitalfonde;

a. Eine gute, erhabene, trockene, reinlüftige Lage des Spitals.

b. Desselben Bau mit übereinstimmendem Urtheil des Arztes und Baumeisters eingerichtet.

c. Von Quaksalberey und Arzneyverschwendung entfernte Heilung der Krankheiten.

d. Eine gute, der Landessittlichkeit angemessene Speiseordnung, und wenige, aber gut zugerichtete Speisen.

e. Menschenliebe, und wohlwollendes Betragen von Seite der Krankenwärter.

f. Harmonie unter allen Spitalsbeamten, und Dienern.

g. Der höchste Grad der Reinlichkeit, und Luftverbesserung, doch, dabey die Kranken nicht frieren, oder durch starke Ofenhitze sublimieren lassen.

h. Wenige Anhäufung der Kranken in einem Zimmer, aber nicht für jeden Kranken ein eigenes Zimmer.

i. Sorgfältige Vermeidung verschiedener Krankheitsgeschlechter in einem Zimmer oder Hause.

Geschieht alles dieses, dann ist es gleichgültig, ob man den Zufluchtsort der Kranken, Krankenhaus, oder Spital nennet:

Dann wird die Doctormordende Frage entschieden seyn, ob ein Privatkrankenbesuchsinstitut vor jeder Spitalsverpflegung den Vorzug habe; und:

Dann wird Süßmilchs Berechnung widerlegt seyn, „daß die Krankenhäuser die Sterbezahl vermehren.“

Ueberhaupt aber scheint es nothwendig zu seyn. — Alles was bisher, von guten Spitalsanstalten, bekannt, geschrieben, gedruckt ist, in ein Lehrsystem zu bringen; und möchte darüber Aphorismen liefern, wenn ich wüßte, daß sie nicht unangenehm wären.

Beschreibung und Erklärung der Tabellen.

Tab. I.

Grund und Aufriß des Krankenhauses für das k. k. Bergvolk in Schemnitz. 1. Die grösseren Krankensäle. 2. Acht kleinere Krankenzimmer. 3. Stiege vom Keller bis unter das Dach. 4. Stiege von ebener Erde bis unter das Dach. 5. Zimmer für die Krankenwärterinnen. 6. Küchen für die Kranken. 7. Die Abtritte. 8. Die Gänge. 9. Beleuchtungsgänge. 10. Das Oratorium. 11. Die Einfahrt in das Haus. 12. Das Zimmer des Thorwärters. 13. Das Zimmer der Hausknechte. 14. Die Speisekammer für den Wundarzt. 15. Desselben Holzgewölbe. 16. Desselben Küche. 17. Drey Zimmer für ihn. 18. Ein Zimmer für die medizinisch-chirurgische Gehülfen. 19. Das Zimmer des Schreibers. 20. Die Vorrathkammer. 21. Das Strohdepositorium. 22. Vier Zimmer für den Leibarzt. 23. Desselben Küche. 24. Dessen Holzgewölb. 25. Dessen Speisekam-

mer. 26. Das Dispositionszimmer. 27. Die Hauskapelle. 28. Die Wagenremise. 29. Das Zimmer für den Hauskaplan. 30. Das Zimmer für die chirurgische Operationen. 31. Die Todtenkammer. 32. Die Speisekammer für den Spitalkoch. 33. Die Küche für ihn. 34. Drey Zimmer für ihn und seine Leute. 35. Dessen Holzgewölbe. 36. Geschirrkammer und Stallung. 37. Das Badzimmer. 38. Zwey Zimmer für die Wärterinnen und Waschweiber. 39. Wasch- und Backküche. 40. Das Holzgewölb dazu. 41. Ein Zimmer für den Apotheker. 42. Desselben Laboratorium. 43. 44. Vier Gänge durch das Gebäude. 45. Zwey Brunnen. 46. Vier Einfälle des Tagwassers in die Abtritte.

Tab. II.

Die Fundamente von den Kellern, 47. Der Grundriß von den Abtritten, 48. und das Kreutzprofil durch die punktirte Linien a. b. und c. d.

Tab. III.

von

Herrn Karl Haidinger,

k. k. Bergrath und Professor der Mathematik und Bergbaukunde, bey der k. k. Bergakademie in Schemnitz.

Um alle jene Arbeiten, wodurch das Leinenzeug gereiniget wird, mit den geringsten Kosten, und in der kürzesten Zeit vornehmen zu können, werden Maschinen erfordert, deren Beschreibung ich hier, der Beschreibung der Wascharbeiten selbst, vorausschicke.

Fig. 1. Bütte zum Wasserheitzen.

Die Bütte selbst ist von weichem Holze, oder wenn man auf längere Dauer sieht, so mag sie von Eichenholze auf 40 — 50 Eimer Wassers bereitet werden; sie ist mit 4 — 5 starken eisernen Reifen befestiget, und ihre Struktur ist aus der Figur klar. Der Ofen in der Bütte kann von gegossenem Eisen seyn, oder auch von Kupfer

geschmiedet werden, welches besonders dort, wo der Ofen in die Bütte eingekeilt ist, etwas stark gehalten werden soll, damit die Verkeilung nicht weichen könne. Die Bütte selbst bekömmt einen hölzernen Deckel, die Rauchröhre kann unter einen gewöhnlichen Schornstein geleitet, oder auch, wenn die Butte im freyen steht, nur so, wie die Figur zeigt, vorgerichtet werden.

Ich habe durch Erfahrung (indem ich mich zu den Amalgamationsarbeiten eben dieser Vorrichtung bediene) gefunden, daß das Wasser auf diese Art mit so wenigem Holze zum Kochen gebracht werden könne, daß man bey allen andern Vorrichtungen wenigstens sechsmal so viel nöthig hat. Man wird sich daher dieser Art Wasser zu heitzen in vielen andern Fällen mit Vortheil bedienen können, besonders aber wird sie dazu dienen, sich das Wasser zu Bädern äusserst wohlfeil zu verschaffen.

Die Bütte dient, so wie Kessel, nicht nur um Wasser zu heitzen, sondern auch um Aschenlauge zu bereiten.

Soll Aschenlauge bereitet werden, so wird ein Sack von dichtgeschlagenem groben

Leinenzeug mit Asche gefüllt, und in die Bütte gehängt, wo das kochende Wasser mit den Salzen der Asche sich wohl verbinden kann, ohne durch letztere verunreiniget zu werden.

Ist die Menge der Wäsche groß, so kann auch die Seife unmittelbar in der grossen Bütte mit der Lauge gekocht werden, sonst kann sie auch in kleine Stücke zerschnitten, oder mit etwas Wasser in einem grossen Mörser zu einem Brey gestampft, geradezu in die Waschmaschine eingetragen werden.

Fig. 2. Die Waschmaschine.

Diese ist blos ein großes Faß, dessen Grösse nach der Menge der Wäsche eingerichtet werden muß. Die Länge der Dauben kann von drey — 4 Schuh steigen, der Durchmesser aber zwischen 8 — 12 Schuh halten. Die Art, wie die eiserne Axen, welche nicht durch das Faß durchgehen, an dem Waschfasse befestiget sind, ist aus der Figur sichtbar. Das Faß wird durch ein Paar Männer nach Bedürfniß durch 4 — 6 und mehrere Stunden umgetrieben, wo das Uebereinanderstürzen der Wäsche die

Stelle des Reibens mit Händen, oder des Schlagens mit den Waschblaueln vertritt, und dem Gewebe weit weniger nachtheilig ist, als die beyden letzten Behandlungsarten. Verstattet es die Lage, so kann das Faß mit vielem Vortheile durchs Wasser getrieben, und in diesem Falle kann dasselbe selbst, gleich einem unterschlächtigen Wasserrade, mit Schaufeln vorgerichtet, in jeden Bach gehängt, und so in Umtrieb gebracht werden.

Die Verhältnisse, welche ich oben angegeben, sind mir von mehreren Reisenden mitgetheilet worden, welche solche Fässer vorzüglich in England gesehen haben, wo sie zu eben diesem Endzwecke dienen. Indessen könnte zu einem Versuche ein kleineres Faß angewendet werden, wo die Dauben etwa zwey, und der Durchmesser des Fasses fünf Schuhe halten dürfte.

Fig. 3. Die Ausringmaschine.

Die Wäsche wird in einen langen Sack von stärkstem Leinentuch gesteckt. Dieser Sack kann mit feinerem Leinenzeug gefüttert werden, um die Wäsche zu schonen. Der Sack wird mit einem Ende an einem Bal-

ken,

ken, oder an einem unbeweglichen starken Haken von Eisen festgemacht; das andere Ende des verschlossenen Sackes wird an einen andern dem vorigen gleich hohen Haken gebunden, der mittels eines großen Rades so umgedreht werden kann, daß der Sack gleich einem Stricke gedrehet werde. Durch dieses Zusammendrehen des Sackes wird nun das Wasser mit der größten Gewalt aus der Wäsche ausgetrieben. An dem beweglichen Haken ist ein starkes Sperrrad angebracht, welches verhindert, daß sich der Sack nicht wieder zurückdrehe, wenn er zusammengedrehet worden.

Man bedienet sich dieser Maschine auf den Bleichplätzen in Holland, um die feuchten Leinenstücke auszuringen; es ist also diese Maschine, so wie die vorige, bereits im Gebrauch. In der Zeichnung ist sie nach dem beygefügten Maaßstab um die Hälfte zu klein.

Was nun die Behandlung der Wäsche selbst betrift, so muß fürs erste Sorge getragen werden, daß sie an einem luftigen Ort aufbewahret werde; denn, eingepackt in Küsten, besonders an feuchten Orten, erstickt sie gerne, und erhält Flecken, wel-

che bald löcherig werden, da die Fäden sowohl durch diese Verstockung, als durch den fetten und scharfen Schmutz zernagt und aufgelöset werden. Am besten ist es, wenn die schmutzige Wäsche auf Leinen oder Stricken an einem luftigen Ort aufgehängt wird.

Die Art, im Fasse zu waschen, kann ich zwar nicht aus eigener Erfahrung angeben, sie wird indessen nicht schwer zu finden seyn, da wirklich an vielen Orten in solchen Fässern gewaschen wird. Wahrscheinlich aber wird man hiebey nicht alle Handarbeit beseitigen können, und stark beschmutzte Wäsche, oder solche, die Flecken hat, wird doch mit Waschblaüeln, oder Bürsten, behandelt werden müssen; würde man sich aber zu solcher Wäsche der gewöhnlichen Walkmühle der Tuchmacher bedienen, und das Leinen mit Seife walken lassen, so glaube ich, daß man die Handarbeit ganz entbehren könnte, wenigstens wäre es bey Spitälern sehr der Mühe werth, den Versuch zu machen, welches beträgliche Kosten ersparen würde, besonders wenn die Maschinen durchs Wasser getrieben werden könnten.

Ist die Wäsche rein gewaschen, so kömmt sie in den Sack zum Ausringen. Diese Arbeit geschieht rückweise; nämlich, es wird das Rad nicht in einem fort gedrehet, sondern man läßt der Wäsche immer einige Zeit, um sich ihres Wassers, welches mit Heftigkeit durch den Sack dringet, zu entledigen. Es ist klar, daß je stärker der Sack gedrehet wird, desto mehr werde das Wasser ausgerungen. Hat man hier die Kräften nicht gesparet, so hat man das Vergnügen, daß die Wäsche beynahe trocken aus dem Sacke kömmt, und daß, wenn man sie an der Luft auf Stricke hängt, ein Paar Stunden genug sind, sie ganz zu trocknen. Man darf indessen dieß nicht abwarten, sondern wenn die Wäsche noch einen gewissen Theil von Feuchtigkeit hat, so kann sie über die Mangewalzen geschlagen, und gemanget werden. Man könnte sich auch zu dieser Arbeit, wo es der Platz verstattet, der großen Mange der Blaufärber bedienen, die gewöhnlich mit einem Pferde oder auch mit Wasser getrieben wird. Die bey dieser Art vorkommende Handgriffe könnten leicht bey jedem Leinenfärber eingesehen werden.

Auf diese Art könnten alle Wascharbeiten leicht durch Maschinen betrieben werden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß bey dieser Vorrichtung mit vier Menschen so viel ausgerichtet werden kann, als auf die gewöhnliche Art mit zwanzig. Ferners kann die Wäsche auf diese Art in zwey Tagen ganz fertig seyn, welches nach der gewöhnlichen Art unmöglich ist. Drittens ist die Holzersparung beträchtlich; und endlich verdienet die Schonung der Wäsche und Arbeiter, und die Betrachtung, daß wegen Schnelligkeit der Arbeit öfters gewaschen werden kann, folglich ein kleinerer Wäschvorrath nöthig ist, gewiß alle Rücksicht.

Fig. 4. Ein Stubenofen.

(Der zugleich ein Ventilator ist.)

Die Einrichtung des Ofens selbst ist aus der Figur klar, und das Ganze besteht darinn, daß ein Rohr mitten durch den Ofen geht, und zwar dort, wo die Hitze am stärksten ist, daß ferners dieses Rohr auf beyden Seiten, nämlich bey a. und b. offen ist. Ein Theil des Rohres geht durch den Ofen in die Stube; der andere, ebenfalls offene Theil, geht in einen Gang,

oder

oder ins freye, oder irgend wohin, wo reine Luft ist. Wird der Ofen geheitzt, so wird zugleich die Röhre erhitzt, und die darinn enthaltene Luft verdünnt, wo sogleich die äussere kalte nachdringt, bey ihrem Durchgang durch die Röhre erwärmt, und so beständig rein und warm mit großer Schnelligkeit in die Stube geführet wird.

Alle übrige Ventilatoren bringen die Luft kalt ins Zimmer, und dieß ist besonders in Krankenzimmern oft schädlich, immer aber unangenehm, und wegen des grösseren Holzverbrandes auch kostspielig.

Der angegebene Ofen mag aus Gußeisen, oder auch blos aus gewöhnlichem Töpferthon bestehen, nur sollte wohl immer das Rohr von ersterem seyn, ob es gleich auch nur blos vom Töpfergut seyn kann. Würde statt einer blos zylindrischen Röhre, ein Theil derselben in Kugelform gebracht, so wie die punktirte Linie der Figur zeigt, so würde es unfehlbar noch besser seyn.

Franklins Kaminöfen haben eine etwas ähnliche Einrichtung, doch sind sie gewöhnlich zu theuer, um allgemein angewendet zu werden, und erwärmen auch nicht genug.

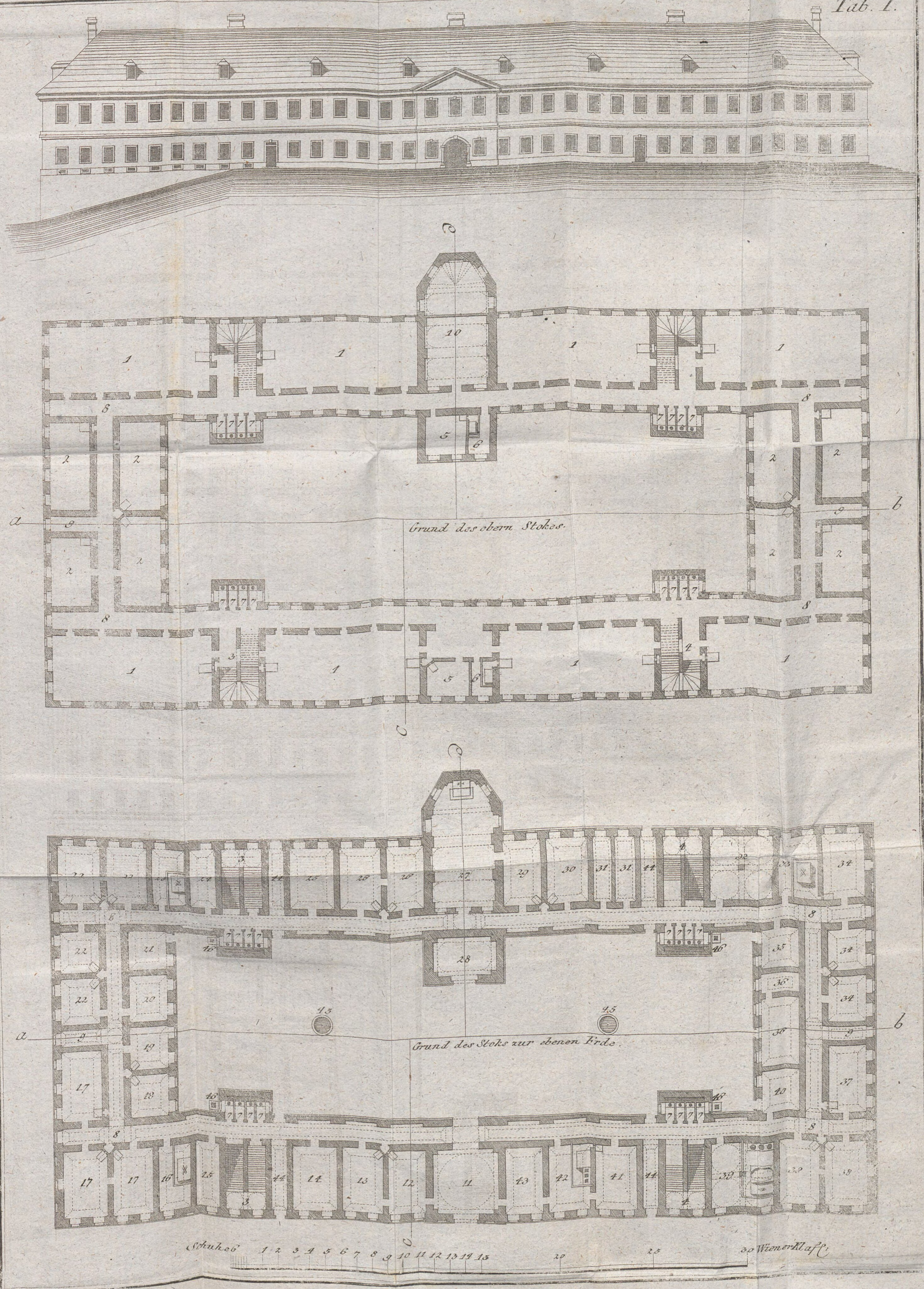
Der

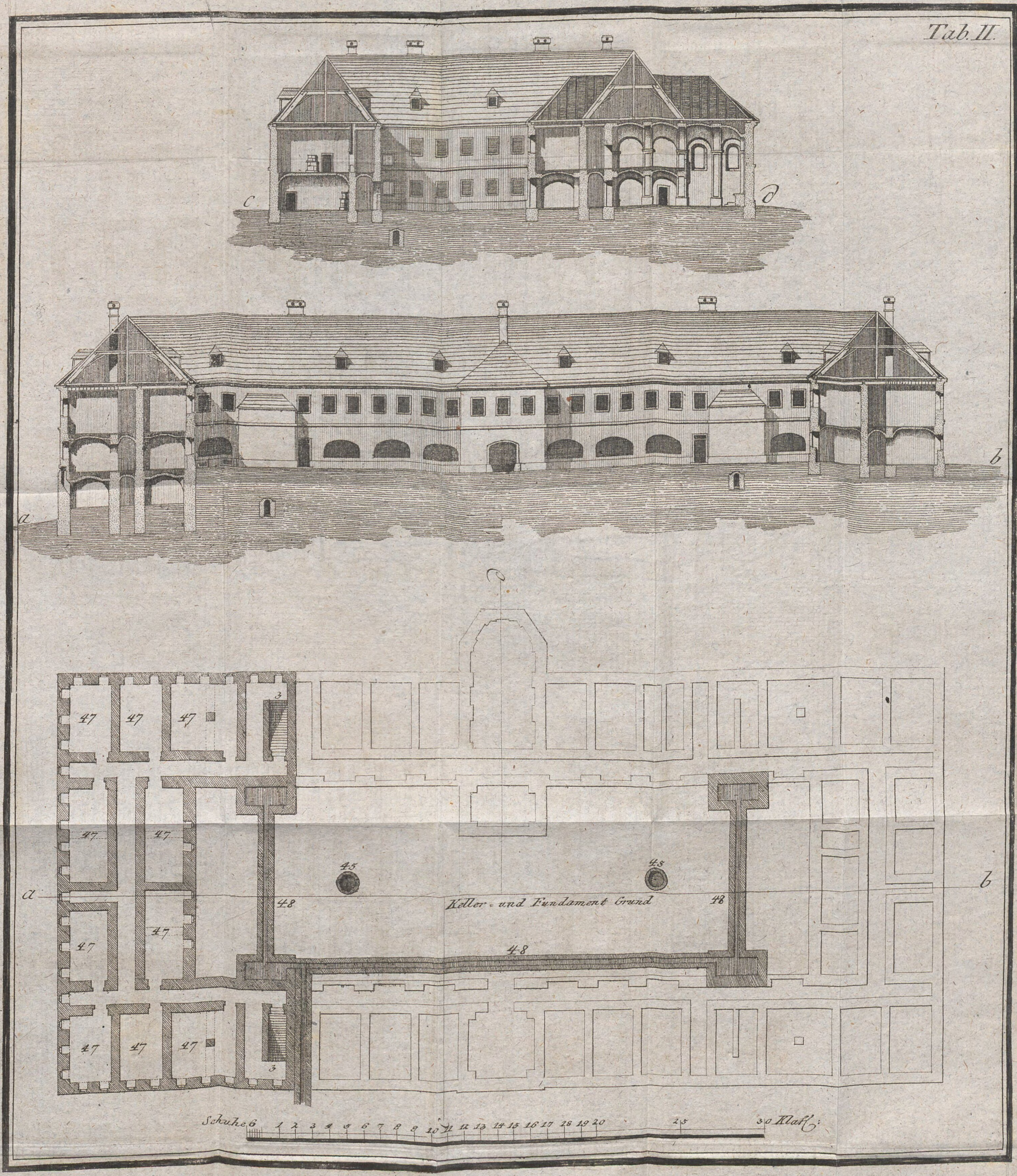
Der mir unbekannte Erfinder dieses Ofens hat diese Schwierigkeit glücklich gehoben, und ihn einfacher gemacht. Er hat daher eben das Verdienst um das Menschengeschlecht, als jener, und wenn wir es dem Herrn **Argand** verdanken, daß wir bey seiner Lampe das Taglicht weniger hart vermissen, so verdient der Erfinder dieses Ofens, der uns im strengsten Winter eine reine, warme, beynahe möcht ich sagen Sommerluft, geniessen macht, nicht weniger unsern Dank.

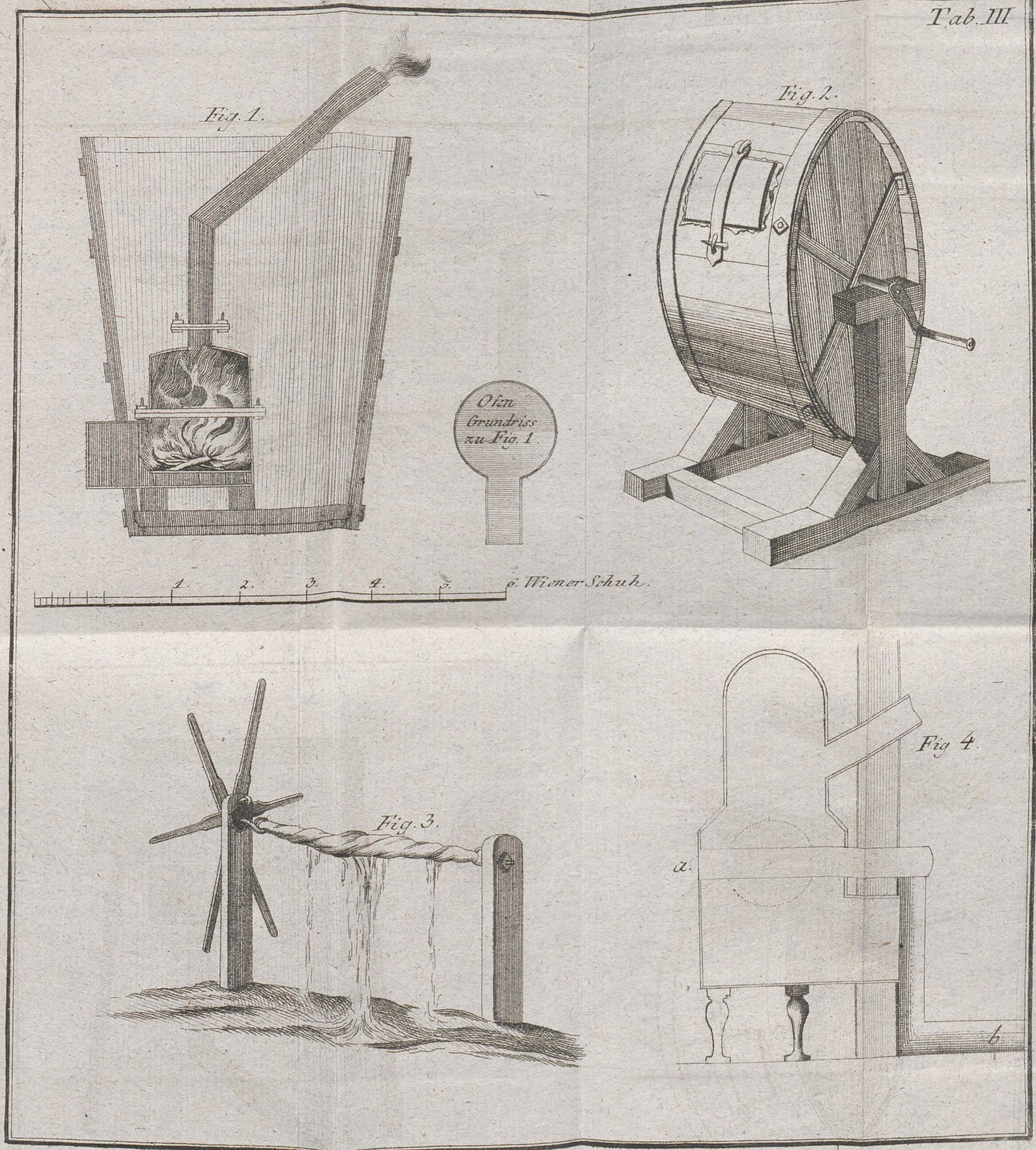
Vorzüglichere Druckfehler.

S. 13, Z. 12, L. Seitengassen, S. 18, Z. 9, L. anthaler, S. 19, Z. 18, st. ihrer L. seiner, S. 28, Z. 22, L. beschuldiget, S. 33, Z. 11, L. dem S, 33, Z. 25, L. bestehet, S, 34, Z. 18, L. vor, S. 38, Z. 9, L. eintrug, S. 42, Z. 24, L. Wässer. S. 44, Z. 24, L. erforderlich, S. 48 Z. 3, L. Bergjugend S. 55, Z. 4, L. Augen. S. 62, Z. 5, L. Mittel, S. 64, Z. 19, L. dem, S. 67, Z. 2, L. Petechien, S. 67, Z. 12, L. machter, S. 70, Z. 4, st. ebenfalls, L. allenfalls, S. 75, Z. 16, st. aus, L. auf, S. 79, Z. 14 -- 15, L. würden, S. 79, Z. 19 -- 20, L. Ornitolog, S. 90, Z. 11 -- 12, L. beschreiben, S. 92, Z. 5-6 L. in Siebenbürgen, S. 92, Z. 13, L. deutsche, S. 95, Z. 23, L. Feuchtigkeiten, S. 96, Z. 22, L. hinlänglich, S. 102, Z. 9, L. Thermometern, S, 102, Z. 14, L. Reaumür S. 103, Z. 4, st. vermeinen, L. verneinen, S. 106, Z. 18--19, st. sklavische Arbeitnug, L. sklavische Abarbeitung, S. 107, Z. 27, L. beyträge, S. 112, Z. 9--10, etwan, S. 113, Z. 22, L. fordert, S. 114, Z. 17, L. Honigs, S. 114, Z. 19, L. Heilkräften, S. 117, Z. 12, L. mehreren, S. 117, Z. 24, L. Spezificum, S. 119, S. 2-3, wurden, S. 123, Z. 2, L. Herzklopfen, S. 128- Z. 20, st. dem L. den, S. 129, Z. 20. L. vorgeschrieben, S. 129, Z. 24, st. du, L. da, S. 133, Z. 22, L. bewiesen, S. 156, Z. 51, L. irgendwo, S. 137, Z. 20. L. cachektisch zu werden, S. 144, Z. 14--15, L. wohleingerichteten, S. 145, Z. 15, L. bisher hier gewesene, S. 146, Z. 13, st. mir L. mich, S. 146, Z. 22, L. Bergbruderlade, S. 147, Z. 6, in der Note L. Berggericht, S. 148, Z. 25, st. einen, L. seinen, S. 150, Z. 1, in der Note st. einen, L. meinen, S. 158, Z. 14--15, L. sein Gebeth und seinen Rath, S. 159, Z. 23, L. verwehrt, S. 162, Z. 7, L. Pfarre, S. 166, Z. 14, st. machen, L. reichen, S. 173, Z. 6, L. thun, S. 174, Z. 21, L, dem, S. 176, Z. 10, st. die, L. sie, S. 176, Z. 1, in der Note L. das, Z. 3. L. um verminderte, Z. 5, L. werden zwar, S. 178, zwischen, Z. 15-10, L. III. Von der diätetischen Krankenpflege, S. 185, Z. 3--4 L. (doch nur einige Zolle enger und niederer, als dieser) S. 188, Z. 3, L. diesen, S. 191, Z. 22, st. verdauende, L. verdauliche, S. 239, Z. 21, L. vorzüglich, S. 236, Z. 23, bleibt das a aus, S. 240, Z. 20, L. Nervens, S. 246, Z. 20, st. ebenfalls. L. allenfalls, S. 255, Z. 3--4, L. durch Kabale, S. 255, Z. 9, L. Unterhaltungskosten, S. 255, Z. 13, L. Provinzialärzten, S. 256, Z. 16, L. Haupterfordernisse.

Tab. I.


Grund des obern Stokes
Grund des Stoks zur ebenen Erde
Schuhe
Wiener Klafter


Tab. II.
c
d
a
b
3
47
45
48
Keller- und Fundament Grund
Schuhe 6
30 Klaf.


Tab. III
Fig. 1.
Fig. 2.
Ofen Grundriss zu Fig. 1.
1. 2. 3. 4. 5. 6. Wiener Schuh.
Fig. 3.
Fig 4.
a.
b

2000.-
Mai 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffinger, Johann Georg,

Vermischte medizinische Schriften

Wien 1791

Med.g. 226
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10084909-4
VD18 10664300-002